

Werk

Titel: Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste; Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste. Leipzig 1765-84.

Verlag: Dyck

Jahr: 1767

Kollektion: Rezensionsschriften

Werk Id: PPN556514408_0004

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN556514408_0004|LOG_0004

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



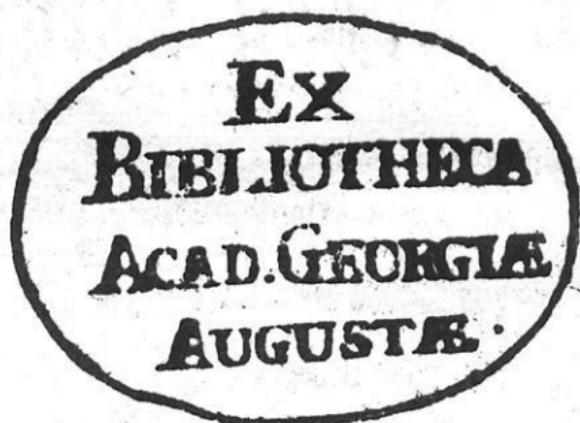
IOHANN GEORGE WILLE.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freien Künste.



Vierten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1767.



EX
BIBLIOTHECA
ACAD. GEORGIAE
AUGUSTAE.

Innhalt.

- I. Von dem Einflusse der offenen Vocale in die Stärke und Lebhaftigkeit des poetischen Ausdrucks S. 1
- II. Ueber die deutsche neue Litteratur. Erste und zweite Sammlung von Fragmenten 40
- III. Des Hrn. Justizraths, Ludwig von Hefß, satyrische Schriften, herausgegeben von S. . . 79
- IV. Fortsetzung der Grundsätze der Kritik, aus dem Englischen von Heintr. Home. Dritter Th. 85
- V. Kleine poetische Schriften 99
- VI. M. Hieronymi Vidae, de arte poetica Libri tres. Commentarium de Poetae vita et carminibus addidit Christ. Adolph. Klotzius 105
- VII. Le Temple des Arts, ou le Cabinet de Mr. Braamcamp. Par M. Bastide 111
- VIII. Beschreibung der Armonica des Hrn. Frankline, in einem Sendschreiben 116
- IX. Τυρταίου τὰ σωζόμενα — Tyrtaei quae supersunt omnia. collegit, commentario illustravit Chr. Ad. Klotzius 127

Innhalt.

- X. Eloge historique de M. le Comte de Caylus — par M. le Beau S. 137
- XI. Vermischte Nachrichten.
- Straßburg. J. W. G. sämtliche poetische Werke 147
- Augsburg. Ankündigung des Nachstichs von Barbault altem Rom, durch Chr. Kilian 155
- Dresden. Ein Sendschreiben von der Gemäldeausstellung der Kunstakademien daselbst, am 5ten März des istlaufenden Jahres 158
- Leipzig. Ode auf die Genesung Ithro Königl. Hoheit der Churfürstinn von Sachsen von J. Chr. Clodius 177
- Lisuart und Dariolette, oder die Frage und Antwort, eine komische Oper 178
- Poesie ebend.
- Ines von Castro, eine Erzählung 180
- Abtey St. Blasien im Schwarzwalde, de cantu et Musica sacra a prima ecclesiae aetate vsque ad praesens tempus ebend.
- Stalien.
- Livorno. Sagio sopra l'Architettura gothica 181
- Venedig. Di una Statua disotterata appres-

Innhalt.

so gli antichissimi bagni d'Abano —
discorso di G. Z. V. S. 181

Paris. Nachtrag zu den Kupferstichen vom vori-
gen Jahre 182

Neue Kupferstiche vom Jahre 1767. 184

Neue Schriften aus Frankreich.

Catalogue raisonné des Tableaux, des-
seins — — de M. de *Julienne* par
Pierre Remy. On a joint à ce catalo-
gue celui de porcelaines — — par E.
F. Julliot 188

L'Almanach des Muses ebend.

Octave & le jeune Pompée 189

Dictionnaire du vieux langage françois &c.
Par Mr. de la Combe ebend.

Traité général des élémens du chant; par
Mr. l'Abbé de Lacassagne ebend.

Recueil de Romances historiques, tendres
& burlesques — avec les airs notés.
Par M. de L. 190

La Déclamation théâtrale, poeme didacti-
que en trois chants ebend.

Iconologie historique & nouvelle inventées
par Jean Charles Delafosse &c. ebend.

Inhalt.

Lettre de Sapho à Phaon, — par M. Blin
de Sainmore S. 191

La Conquête de la terre promise, poeme
par M. l'Abbé B... ebend.

Pierre le Grand, Tragedie 192

Odes nouvelles & autres Poësies — par
M. Sabatier ebend.

Neue theatralische Stücke.

Wilhelm Tell 192

Eugenie ebend.

Englische Kupferstiche 193

Von dem Einflusse der offenen Vocalen in die Stärke und Lebhaftigkeit des poetischen Ausdrucks. *)

Daß zusammenstoßende offene Vocale nicht immer blos für eine poetische Freyheit gehalten werden, sondern auch zuweilen, wenn sie den Ton in eine gewisse Uebereinstimmung mit dem Gedanken bringen, den Namen einer Schönheit verdienen, ist wohl zum Theil bekannt; aber was man bisher davon

*) Diese Abhandlung ist aus dem Dänischen übersetzt, und befindet sich im fünften Stücke der Sammlungen, die die Gesellschaft der schönen Wissenschaften daselbst herausgibt. Der Verf. ist, wie wir von guter Hand wissen der Hr. Etatsrath Carstens, ein Mann voll Einsicht und Gefühl, der, unter seinen vielen und wichtigen Geschäften, den Muses doch getreu geblieben. Er hat bereits viel geschrieben, und in der Historie, als Mitglied der Dänischen Societät der Wissenschaften, welche

2 Von dem Einflusse der offenen Vocaleu

davon gesagt hat, besteht vornehmlich in einzelnen Anmerkungen über gewisse Stellen im Virgil oder Ovid, besonders über solche Verse, deren künstliche Harmonie sehr kenntlich, und vielleicht auch wohl etwas übertrieben ist.

Nichts destoweniger ist es eine ausgemachte Sache, daß bey allem, was die Vollkommenheit des poetischen Ausdrucks angeht, die feinem Annehmlichkeiten, die keinen Vorbedacht verrathen, und oft auch wirklich blos der Hitze der Ausarbeitung und einer gewissen glücklichen Eingebung zuschreiben sind, es am meisten bedürfen, und vielleicht auch am meisten verdienen, entwickelt und aufgekläret zu werden. Es wird also, wie ich hoffe, nichts überflüssiges seyn, wenn ich diese Blätter anwende, die Liebhaber der Poesie an das feine Verhältniß zu erinnern, welches bey den größten alten

die mathematischen, physikalischen und historischen Schriften herausgibt, wichtige Entdeckungen gemacht, die sowohl, als seine mündliche und schriftliche Kritik ein Hauptleitfaden für den Hrn. Mallet in dessen Histoire de Danemarck, gewesen. Es wäre zu wünschen, daß diese historischen Abhandlungen in die deutsche Sprache übersetzt würden. Die gegenwärtige Uebersetzung hat, durch die eigenen Zusätze des Hrn. Verfassers, die er so gütig gewesen, seinem und unserm Freunde, dem Uebersetzer, mitzutheilen, Vorzüge vor dem Originale.

alten und neuern Dichtern zu bemerken ist, zwischen dem Gedanken und gewissen offenen oder gleichsam gähnenden Vocalen. Doch ist darum nicht mein Vorfaß, ihre augenscheinlich mit Fleiß angebrachten Hiatus zu übergehen, da sie beydes das Ohr vorbereiten, die andern wahrzunehmen, und selbst auch nachahmungswürdige Muster in denenjenigen Fällen seyn können, in welchen der lebendige Ausdruck eine besondere Stärke haben muß. Es sind freylich nur Kleinigkeiten, wovon ich schreibe. Aber was sonst, als vereinigte Wirkung mühsamer Kleinigkeiten, macht wohl die Schönheit der Versification aus? Und warum sollten die schönen Wissenschaften nicht auch ihre Neaumiß und Leuwenhöke haben?

Eigentlich sollte ich mit dem Homer anfangen, diesem großen Nachahmer der Natur, welchem Aristoteles den wahrhaften Ruhm beygelegt, daß er allen Dingen Leben und Bewegung giebt; diesem Vater der epischen Poesie, in dessen abwechselungsvollem Verse sich alle Annehmlichkeiten der Harmonie vereinigt finden, und bey dem insonderheit die vielen offenen Vocalen, welche die Beschaffenheit seiner Sprache erlaubte, beständig den Ton beleben, und ihm behülflich sind, den Inhalt auszudrücken. Aber da diese Sprache bey weitem nicht so bekannt ist, als sie es verdiente, so soll Virgil hier in die Stelle des griechischen Dichters treten; Virgil, der es in der Nachahmung der Natur und Homers so hoch gebracht, der zwar nur selten die Vocalen offen stehen läßt, aber uns doch dadurch,

4 Von dem Einflusse der offenen Vocalen

als in einem kurzen Begriffe, die glücklichsten Hiatus der griechischen Poesie vorstellt. *)

Zur Sache! Von dem hohlen Laute, welchen gährende Vocalen machen, von ihrem kleinen Geheule oder Gewinsel, kann man eben nicht sagen, daß es das Ohr einnimmt. Aber diesen Mißklang selbst, wenn er anders so zu heißen verdient, bringt Virgil so an der rechten Stelle an, daß er dadurch, wie Dissonanzen in der Musik, zu lauter Harmonie wird. Dergleichen glückliche Hiatus (denn es wird sich hernach zeigen, daß diese Gattung nicht die einzige ist) nenne ich in Absicht auf ihre Wirkung wiedererschallende, da sie bald einen Wiederhall vom Rufen und Schreyen zu geben scheinen, bald gleichsam ein Weinen oder Heulen wiederholen, bald auch mit ihrem ächzenden Laute einen Sehnsuchts-Kummer- oder Liebesseufzer nachahmen. Der Ausdruck der rufenden ist der stärkste

*) Die Hiatus des Virgils findet man in der Abhandlung des Nic. Erythraeus de licentia et diligentia carminis Virgiliani gesammelt, welche vor seiner Ausgabe von diesem Dichter steht. Er führt sie aber in einer bloßen grammaticalischen Ordnung an, und mit der allgemeinen Anmerkung, daß sein Autor diese Hiatus nicht allein um der Veränderung willen anbringt, sondern daß er auch oft, aufmerksam auf die Annehmlichkeit seiner nachahmenden Harmonie, das Ohr vergnügen und seine Verse gleichsam damit würzen wollen.

in die Stärke des poetischen Ausdrucks. 5

stärkste. Wir wollen gleich einen Versuch mit ihnen machen:

Clamassent, ut litus, *Hyla, Hyla*, omne sonaret
Eccl. VI, 44.

— It clamor ad alta Atria.

Alta atria steht zwar nicht in Einem Verse, macht aber wenigstens einen halben Hiatus *) aus, theils weil das letzte Wort mit eben dem hochlautenden Vocal anfängt, mit welchem das erste sich endigt, theils auch weil der Verstand sich damit schließt, und also der Ruhepunkt zwischen beyden Versen für desto kürzer anzunehmen ist.

Das folgende Zusammenstoßen zweener Vocalen ist nicht völlig so schallend, gleicht aber um so viel mehr dem Geschreye der Seeleute, wenn sie unter Segel sind:

Nauticus exoritur vario hortamine clamor;
Hortantur focii, Cretam proavosque petamus!
Aen. III, 128. 129.

Da man insgemein liest vario certamine, und die andre Lesart nur auf einiger Gelehrten Muthmaßung

U 3

maßung

*) Gellius, Noct. Att. VII, 20. scheint sogar einen vollen Hiatus in diesen Worten des Virgil zu finden:

Et vicina Vesevo Ora jugo.

Vocalis, sagt er, in priore versu extrema, eademque in sequenti prima, canoro simul atque jucundo hiatu tractim sonat.

6 Von dem Einflusse der offnen Vocale

maßung beruht, so nehme ich die folgende Linie mit, in welcher hortantur kenntlich seinen Nachdruck dem vorhergehenden hortamine zuzuschreiben hat; Aufmunterung unter den Seeleuten des Aeneas gegen einander, *) Aufmunterung durch das Zureden seiner Gefährten, und solchergestalt Antrieb und Wirksamkeit auf der ganzen Flotte. Wie matt und unbestimmt, und wie kennlich ausgesonnen, um den Hiatus wegzuschaffen, ist hingegen das angenommene certamine! War es im Rufen oder im Arbeiten, daß der eine den andern zu übertraffen strebte? das erste war ein allzukleiner Umstand in einem epischen Gedichte, und das letztere, welches man wohl vorziehen müßte, hätte ein sorgfältiger Schriftsteller ganz gewiß besser ausgedrückt.

Mit den rufenden Hiatus unsers Dichters sind diejenigen am nächstenden verwandt, die ein Weinen oder Heulen nachahmen:

Lamen-

- *) Wie genau das Wort hortamen, sich auf die Aufmunterung und den Antrieb bezieht, wovon hier die Rede ist, sieht man aus einer andern Stelle in demselben Gedichte:

*Ipse gubernaclo rector subit, ipse magister,
Hortaturque viros, clavumque ad litora torquet.*

Aen. V. 176. 177.

Eben so Ovid. Metam. III. 618. 619.

— Et qui requiemque modumque
Voce dabat remis, animorum hortator Epopeus.

in die Stärke des poetischen Ausdrucks. 7

Lamentis, gemituque et foemineo ululatu.

Aen. IV. 667.

Evolat infelix et foemineo ululatu.

Ibid. IX. 477.

In diesem foemineo ululatu erkennet man des Homer μεγαλῶ ἀλαλήτω, (mit großem Geschrey) II. XIV. 393. so gleich wieder; nicht der Aehnlichkeit zu gedenken, welche sein πνοιῆ βορέω ἀλεγαίνῃ (durch das unmilde Blasen des Nordwindes) eben daselbst v. 395. und das noch stärkere Ζεφύρου ὑποκινήσαντος (aufgerührt vom Westwinde) IV, 423, und andre von seinen Versen mehr, damit haben. Ueberhaupt läßt Homer die Vocalen so oft ohne Elision zusammenkommen, daß ihr glückliches Zusammenstoßen unzählbar ist. Eben daher schliesse ich, daß er diese kleinern Schönheiten nicht gesucht hat, wie Virgil, der sie augenscheinlich von ihm und andern griechischen Dichtern erborgt, sondern daß sie, etliche wenige ausgenommen, Blumen waren, die von selbst unter seinen Tritten hervorschossen.

Ich fahre fort:

Si pereo hominum manibus, perisſe juvabit.

Aen. III. 606.

Zur Erläuterung dieses Verses muß ich erinnern, daß Achamenides, einer vom Gefolge des Ulyſes, der in der Höle des Cyclophen zurückgeblieben war, die Worte mit Weinen und Achzen ausruft, indem er die Knie des Anchises und Aeneas umfaßt.

8 Von dem Einflusse der offenen Vocalen

Einige lesen zwar: Si pereo manibus hominum. Aber dieses ist nichts anders als den Ton und Affect schwächen, um einem eingebildeten Fehler abzuhelfen.

Nam neque Parnassi vobis juga, nam neque
Pindi,

Vlla moram fecere, neque Aonia Aga-
nippe. *)

Illum etiam lauri, etiam flevere myricae.

Ecl. X. 11. 13.

— — Flerunt Rhodopeiae arces

Georg. IV. 461.

Phyllida amo ante alias; nam me discedere
flevit,

Et longum, formose, vale, vale, inquit,
Idla!

Ecl. III. 79. 80.

Hier ertappen wir gleichsam den Virgil auf der That. So viele weinende Hiatus muß er nothwendig mit Wahl und Ueberlegung angebracht haben. Er verstärkt noch darzu ihr Aechzen durch die vielen Vocale, die in den einzelnen Worten
Aonia,

*) So hat bereits Servius gelesen, und daß Virgil hier den letzten Buchstaben in Aonia, der an sich kurz ist, und noch dazu vor einem Vocale steht, um des Tones willen lang macht, scheint nach Art der Griechen zu geschehen:

Ὀδύνη: ἐκφράζει δὲν αὐτὸ ὄρα.

Somer.

Aonia, Rhodopëiac, vorkommen; ein Mittel, durch welches der Poet dem griechischen Dichter sich desto mehr zu nähern suchte, und wozu er auch, da es seiner eignen Sprache an dergleichen tönenden Wörtern fehlte, sich hier und sonst immer der Griechischen bedient. Doch war es ihm eine Unmöglichkeit, völlig in diesem Falle einen Homer, einen Theokrit, einen Apollonius zu erreichen. Eine Sprache, die zugleich Musik war, gab denselben hierin einen allzustarken Schritt voraus. Wie behülfflich sind nicht, um bey dem ersten zu bleiben, die vielen zusammenstoßenden Vocalen in den folgenden Versen, um die Wehklage der Andromache über den Tod des Hektors auszudrücken:

Ἀμβλήδην γοοῶτα, μετὰ τρωῆσιν ἔειπεν

Ἔκτορ, ἐγὼ δῦσῆνος. ἦ ἄρα γε γινώμεθ' αἴσιη.

Ilias XXII. 476. 477.

Wie malend ist nicht ihr Klang in dem lautschallenden Σμερδαλέα ἰάχων (fürchterlich schreyend) Il. V, 302. oder in dem eben so tönenden Ἀοιδιάουσ' ὀπι καλῆ (mit einer schönen Stimme singend) Odyß. V. 61. Und welche Mitwirkung haben sie nicht in dieser süßen, den Gesang der Nachtigall so lieblich nachahmenden Zeile:

Ἦτε θαυμά τρωπώσα χέει πολυηχέα φωνῆν

Odyß, XIX. 521.

Ich sollte meine Leser mit allzu vielem Griechisch verschonen. Doch kann ich nicht der Versuchung widerstehen, noch in eben der Absicht einige

10 Von dem Einflusse der offenen Vocaleu

Verse auszuzeichnen, die mit einer in andern Sprachen unnachahmlichen Lebhaftigkeit den laut vorstellen, der von einem empörten Meere verursacht wird. Wer hört nicht sein Brausen in diesen Linien:

Κύματα παφλάζοντα πολυφλεύσβοιο θαλάσσης

Κυρτὰ Φαλησιόωντα — —

Ili. XIII. 798. 799.

In einer andern:

ὣς δ' ὅτ' ἐν αἰγιαλῷ πολυηχεῖ κῦμα θαλάσσης

Il. IV. 422.

Kommt zwar eben das Wort vor, das uns in der Zeile von der Nachtigall so lieblich klang. Aber was thut nicht eine andre Verbindung? Die andre Linie bemerkt das starke Getöse der Wellen, wenn sie vom Lande zurückschlagen:

οὔτε θαλάσσης κῦμα τόσον βοᾶα προτὶ χέρσον,

Das. XIV. 394.

Und diese Linie ahmt den dunkeln Wiederhall nach, welchen die Ufer auf beyden Seiten von sich geben, beym Zusammenstoßen und Brechen der Wellen in der Mündung eines Stroms:

Ἥϊόνες βοόωσιν ἐρεσυγομένης αἰλὸς ἔξω.

Das. XVII. 265.

Dem

Dem einen von diesen Versen, und dem darin angebrachten lauschallenden *βοῶσι* hat doch Virgil sich zu nähern gesucht, in folgender Nachahmung:

— — Scopulis illis *reclamant*
Aequora

Georg III. 260. 261.

Aber der anhaltende dumpfe Laut, welchen das so glückliche *βοῶσι* in dem letzten Verse von sich giebt, war ihm nicht möglich auszudrücken, wo man nicht etwa die Stelle

— — *Reboant* sylvaeque et magnus
Olympus.

Ib. 223.

für eine schwache Copie und gleichsam einen Schatten davon ansehen will. Sonst ist der Vers, von dem ich rede, einer von denen, die am meisten im Homer bewundert werden, und wegen seiner Vortrefflichkeit soll Plato oder Solon (denn die Scholasten des Homer sind über die Person nicht einig) alle die feinigern verbrannt haben. Ich schreibe hier mehr nach andern, als ich selbst glaube. Die Sprache hatte unfehlbar den größten Antheil an den drey zusammenstoßenden *o*, und ihrem so ausdrückenden Laute; und das Verdienst des Dichters dabey bestand eigentlich nur darinn, daß er gerade dasjenige Wort und die Mundart wählte, die am besten mit der Sache übereinstimmten, die er beschreiben wollte. Doch genug, oder vielleicht zuviel,

viel von dieser Materie. Ich wende mich wieder zu dem ausdrückenden Hiatus des Virgil.

Den schwächsten, aber darum nicht den mindest angenehmen Laut von dieser Gattung geben die Vocale, deren Zusammenstoßen er anbringt, um Seufzer der Sehnsucht, des Kammers oder der Liebe nachzuahmen:

Flumina amem sylvasque inglorius. O ubi
campi
Georg. II. 486.

— — — Te Amice, nequivi
Conspicere!

Aen. VI. 507. 508.

Kein Wort kann bequemer seyn als dieses Te, um mit einem Seufzer ausgestoßen zu werden. Eben daß der Vocal darin nicht elidirt wird, bestimmt den Grad des Affectes, und weist, daß er hier schwächer ist, als in der Klage der Mutter des Euryalus, wo nur der Consonant zu hören ist:

Hunc ego t', Euryale, aspicio?

Aen. IX. 481.

Indessen hat doch hier der Ausdruck des Kammers immer eine gewisse Stärke und läßt nicht un deutlich fühlen, daß des Deiphobus blutiges Ende und scheußlicher Anblick den Aeneas ungleich empfindlicher rührt, als den Proteus die Betrübniß des seiner Eurydice beraubten Orpheus, wenn er von ihren Wirkungen folgendes erzählt:

*Ipse cava solans aegrum testudine amorem
Te dulcis conjux, te solo in littore secum,
Te veniente die, te decedente canebat.*

Georg. IV. 463 - 465.

Die schildernde Harmonie ist überhaupt nicht das Werk eines Lehrlings; aber so in jedem Falle ihre feinsten Schattirungen zu treffen, ist allein gewissen vorzüglich begünstigten Genies vorbehalten.

Te Corydon, o Aexi

Ecl. II. 65.

*Credimus? an qui amant, ipsi sibi somnia
fingunt?*

VIII. 108.

Qui amant! Wie viele von denen, die den Virgil lesen, sind wohl auf die Lieblichkeit dieses zärtlichen Tones achtsam? Etwas ähnliches hat dieser Vers des Horaz:

Si me amas, inquit, paulum hic ades.

L. I. Sat. IX. 47.

Der bittende Ton konnte nicht natürlicher ausgedrückt werden.

Bisher habe ich diejenigen Hiatus beim Virgil betrachtet, die gewissen Tönen in der Natur nachahmen, und die ich daher wiedererschallende nenne. Aber das ist noch nicht alles. Man findet auch bei diesem großen Dichter eine andre Art von offenen Vocalen, deren glückliche Wirkung nicht denselbigen Grund hat. Ich muß mich deut-

14 Von dem Einflusse der offenen Vocale

licher erklären. Da in der sehr weichen und fließenden römischen Sprache alle Vocale und Diphthongen ordentlich durch einander elidiret wurden, so mußte es einen kenntlichen Anstoß und eine Aufhaltung in der Aussprache verursachen, wenn sie einander ohne eine solche Vermischung begegneten. *Vocalium concursus quum accidit, hiat et interstitit, et quasi laborat oratio*, sagt Quintilian *).

Diese Eigenschaft der zusammenstoßenden Vocale hat sich Virgil mit einer kenntlichen Vorsicht zu Nutze gemacht, indem er oft Hiatus da anbringt, wo der Sinn eine kleine Pause erfordert, als:

Et vera incesse patuit dea. Ille ubi matrem...

Aen. I. 404.

*Addam cerca pruna; honos erit huic quoque
pomo*

Ecl. II. 53.

Insbesondere thut er es gerne, wenn der Abschnitt oder die Casur ohne dieß eine solche Pause anweist:

Posthabita coluisse Samo. Hic illius arma
Aen. I. 20.

*Concilia, Elysiunque colo. Huc casta Si-
bylla...*

V. 735.

Maeonia generose domo; ubi pinguia culta...
Aen. X. 141.

Geringe

*) Institut. Orat. IX. 4.

Geringere Freyheiten, könnte vielleicht jemand sagen, aber darum noch nicht Schönheiten. Es sey so. Ich will eben nicht behaupten, daß alle inne haltende, oder stockende Hiatus (so nenne ich diese Gattung) für wirkliche Schönheiten angesehen werden müssen. Aber sollten nicht wenigstens diejenigen, die sich zu dem kleinen Stillschweigen schicken, das der Affect des Redenden mit sich führt, für schön und wohlangebracht gehalten werden? Man höre nur, wie Turnalus seine Bitte an den Ascanius schließt, daß dieser in seiner Abwesenheit, und wenn er über seinem Unternehmen umkommen sollte, Sorge für seine Mutter tragen möchte:

Hanc sine me spem ferretui; audentior ibo
In casus omnes.

Aen. IX. 291. 292.

Mit demselben Glücke macht der Dichter an einer andern Stelle eine nachdenkliche Verweilung in seiner eignen Erzählung.

— Iuxtaque comes Lavinia virgo,
Causa mali tanti, oculos deiecta decoros.

Aen. XI. 479. 480.

Einige lesen *Causa malis tantis*; nicht von dem schleppenden *atque* zu reden, welches andre nach *tanti* einfließen. Aber ein Gelehrter von Geschmack und Einsicht*) hat ohnlängst in einer besondern Abhandlung

*) Dissertation sur un vers du livre XI. de l'Enéide in den Memoires de Trevoux, August 1760.

Handlung über diesen Vers seine rechte Lesart bestätigt, indem er ihre Uebereinstimmung mit den besten Handschriften erwiesen. Und Virgil selbst versichert uns noch mehr davon, indem er die Sibylla von der bevorstehenden Vermählung des Aeneas sagen läßt:

— — — Bella, horrida bella,
 Et Tybrim multo spumantem sanguine cerno.
Causa mali tanti coniux iterum hospita
Teucris;
 Externique iterum thalami.

Aen. VI. 86 - 94.

Diese Stelle, auf welche sich der angeführte Verfasser nicht besonnen, setzt mich zugleich in Stand, dem erwähnten Verse etwas mehr Licht mitzutheilen, als derselbe thun können. Nach seiner Meinung hat der Poet durch die Verweilung in der Aussprache, welche das Zusammenstoßen der Vocale verursacht, eine besondre Aufmerksamkeit erwecken wollen, auf den letzten halben Vers *oculos deiecta decoros*; welcher, indem er die Schamhaftigkeit der Lavinia zeigt, die ihr nicht erlaubte, selbst eine Wahl zwischen dem Aeneas und Turnus zu thun, dem Leser die Hoffnung benimmt, von ihrer Zuneigung unterrichtet zu werden. Diese Erklärung ist sinnreich, und ich bin weit entfernt sie zu verwerfen. Aber sollte nicht auch die Absicht

Nach dem Berichte der Journalisten, ist Herr Grosley der Verfasser dieser Schrift.

sicht des Dichters gewesen seyn, indem er hier das *causa mali tanti* wiederholet, welches er vorhin der Sibylle in den Mund gelegt, seine Leser an ihre Weissagung zu erinnern, und sie zu der Betrachtung zu führen, daß alles, was sie vorausgesagt, nun wirklich geschähe; sollte man nicht auf solche Art beyde Auslegungen annehmen können, ohne deswegen jenen alten Scholiasten zu gleichen, die ihrem Autor sehr nahe zu treten glaubten, wenn sie nicht in jeder Linie, die er geschrieben, die tiefsten Heimlichkeiten ausfindig machten?

So viel von den stockenden Hiatus bey unserm Dichter, deren eigntlicher Laut bey ihrem bedeutenden Ausdrücke nicht in Betrachtung kömmt. Eine andre Beschaffenheit hat es mit denenjenigen, welche den Ton so nachahmend machen in dem bekannten Verse:

Ter sunt conati imponere Pelio Ossam.

Georg. I. 281.

Daß diese Hiatus so genau die Schwierigkeit ausdrücken, und die Bestrebung sie zu überwinden, kömmt nicht allein von der Verweilung her, welche gähnende Vocalen in der römischen Sprache mit sich führten, sondern auch von der unmittelbaren Wiederholung desselben Vocals wodurch die Rede noch mehr aufgehalten, und die Aussprache gleichsam krächzend wird. Sonst findet man wohl nichts dergleichen in Homers Erzählung von dem Streite der Riesen mit den Göttern, da hingegen die Worte,

die Virgil eigentlich vor Augen gehabt, in einem Strom von Daktylen hinfließen *); vielleicht weil es in den Gedanken des ältern Dichters dergleichen Ungeheuern nicht schwer fallen konnte, Berge zu versetzen. Ohne Zweifel aber ist der Inhalt dieser Stelle in der Virgilischen Nachahmung mit dem laute und Rhythmus einer andern zusammengesmolzen. Ich ziele auf die Linie im Homer, die mit dem Sisyphus zu arbeiten scheint, welcher sich bestrebt einen Stein den Berg hinauf zu wälzen:

Δᾶαν ἄνω ὠθεσκε ποτὶ λόφον —

Odyss. XI. 593.

Ein vortrefflicher Vers, dessen mühsamen Gang Virgil mit aller seiner Kunst nicht ganz zu erreichen vermögend gewesen, sondern hier in der That erfahren hat, was er selbst von der Nachahmung des griechischen Dichters überhaupt gesagt haben soll, daß es leichter sey, seine Keule dem Herkules zu entwenden, als einen Vers dem Homer. Derselben

*) Siehe Odyss. XI. 314. 15. In eben so fließenden Versen erzählt Homer vom Diomedes (Il. 5.) vom Ajax (Il. 14.) und von der Minerva (Il. 21.) daß sie übermäßig große Steine auf ihre Gegner warfen. Er versichert auch ausdrücklich von dem ersten, daß es ihm etwas Leichtes war, allein den Stein zu regieren. Ganz anders drückt sich in eben dem Falle Virgil aus, sowohl was den Gang der Verse, als ihren Inhalt angeht, vom Aemon (Aen. 10.) und vom Turnus (Aen. 12.)

selben ganze Beschreibung vom Sisyphus, der stets einen Stein den Berg hinauf wälzt, und nicht so bald damit bis an den Gipfel gekommen ist, ehe er plötzlich wieder herab rollt, ist, was den Laut der Wörter und ihre rhythmische Zusammenfügung betrifft, eine so vollkommene Malerey, daß man sich nie satt daran lesen kann. Der römische Dichter hat auch ein solches Wohlgefallen an diesem Meisterstücke gefunden, daß er sich nicht begnügt, wie wir gesehen haben, einen Zug davon zu entlehnen, sondern auch in demselben Gedichte *) es sich ganz zueignet; obgleich, nach seiner Gewohnheit, mit der Veränderung, daß es bey ihm einen Menschen abbildet, der gegen den Strom anrudert, drauf die Ruder sinken läßt, und daher mit großer Gewalt zurücke fährt. Es wird nicht unangenehm seyn, das Original und die Copie gegen einander zu halten. Den Anfang in beyden kann man kaum hervorstoßen:

Δᾶαν βαράζοντα πελώριον ἀμφοτέρησιν.

Ἦτοι ὁ μὲν σκηριπτόμενος χερσίν τε πρῶν τε

Δᾶαν ἄνω ὄθεσθε ποτὶ λόφον.

Non aliter, quam qui adverso vix flumine
 lembum

Remigiis subigit —

Hernach fließen die Worte sanft:

В 2

— ἀλλ'

*) Virg. Georg. I. 201. 203.

20 Von dem Einflusse der offnen Vocalen

— ἀλλ' ὅτε μέλλοι

ἄκρον ὑπερβαλλέειν

— — Si brachia forte remifit . . .

Aber dem Schluße bey beyden Dichtern kann die Zunge kaum folgen:

— τὸτ' ἀποσρέψασκε κραταῖ' ἰς

αὔτις, ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λάας ἀ-
ναιδής.

Atque illum in praecipis prono rapit alveus
amne.

Bey dem widerwärtigen *Quam qui adverso*
etc. muß ich noch erinnern, daß hier sowohl als in
dieser eigentlich den Sisyphus angehenden Zeile:

Saxum ingens volvunt alii —

Aen. IX. 611.

Die harte Elision, die in sich selbst nur eine Zusam-
menziehung ist, in Absicht auf die Mühe und Ar-
beit angebracht ist, welche die Worte beschreiben,
und daß sie ungefähr von gleicher Wirkung mit den
Hiatus sind in: *Ter sunt conati* etc.

Die Schönheit, auf deren Betrachtung wir
nun kommen, unterscheidet sich, wie die vorige,
von andern blos innehaltenden Hiatus durch den
Antheil, der dem Laute der Vocalen dabey zugehö-
ret. Quintilian hat schon bemerkt, daß gewisse
gähnende Vocale, die Dinge, von denen gehan-
delt wird, vergrößern. *Non nunquam* sagt er,*)
hiulca

*) *Instit. Orat. IX. 4.*

hiulca etiam decent, faciuntque ampliora quaedam, ut: *pulchra oratione acta omnino iactare.* Dasselbe hat auch seine Richtigkeit in der Poesie. Wir finden gemeiniglich bey dem Homer, und eben so bisweilen bey dem Virgil, daß die Verweilung, welche die Hiatus mit sich führen, ihnen behülflich sind große Begriffe zu bezeichnen, wenn es zugleich starke und helle Vocalen oder Diphthongen sind, (besonders das vergrößernde D) die an einander kommen. Nach meinem Entwurfe bleibe ich bey dem römischen Dichter:

Aut Atho, aut Rhodopen, aut alta Ceraunia —
Georg. I. 332.

— Sub Ilio alto
Aen. V. 261.

— Et turrigeræ Antennæ
VII. 631.

Besonders läßt gern der Poete dergleichen tonreiche Vocalen zusammenkommen, wenn er von den Göttern, oder von Helden redet, die mit ihnen verwandt sind:

Sacra mari medio colitur gratissima tellus
Nereidum matri et Neptuno *Agæo.*

Aen. III, 73. 74.

Votaque fervati solvent in litore nautæ
Glauco et Panopææ et Inoo Melicertæ

Georg. I. 436. 437.

Bei diesem Verse muß ich etwas stehen bleiben. Die alten Dichter, beydes die griechischen und römischen, behandelten die offenen Vocale nicht nach eigenem Gutdünken, sondern folgten in solchen Fällen gewissen Regeln, und vornehmlich dieser: Ein Vocal, der an sich selbst lang ist, und eben so ein Diphthongus, wird in den Hexametern kurz, wenn ein Vocal darauf folgt, und dabey der vorderste Vocal oder Diphthongus in der zweyten oder dritten Sylbe des Fußes steht. *Z. E.*

Credimus | an qui a | mant.

Fle | runt Rhodo | peïae | arces

Steht hingegen ein solcher Vocal oder Diphthongus in der ersten Sylbe des Fußes, die in den Hexametern allezeit lang seyn muß, weil der Ton darauf fällt, so behält sie ihre Quantität, indem der Ton dasjenige erstattet, was in Betrachtung des nachfolgenden Vocals abgehen sollte. *Z. E.*

Et | Neptu | no Ae | gaeo.

Et | turrige | rae An | temnae.

Homer scheint die an sich langen Monosyllaba von dieser Regel auszunehmen, und sie als gleichgültig in der andern Sylbe des Fußes zu betrachten. Er braucht auch wohl zuweilen die Freyheit, diese Regel ganz beyseite zu setzen. Daß aber unser Dichter hier Glauco zu einem Spondäus macht, ungeachtet die Endsyllbe nach der Regel verkürzt werden sollte, das ist die einzige Abweichung davon, die bey ihm gefunden wird. Sollte die Ver-

anlassung

anlassung zu dieser Ausnahme nicht darinn bestehen, daß der Ton im Anfange des Verses vermittelst des verlängerten dunkeln O so feyerlich wird?

Wir kommen nun auf die Stellen, wo Helden auf eben die Art angeführt werden, als Götter in den vorhergehenden:

Canto, quae solitus, si quando armenta vocabat,

Amphion Dircaeus in Actaeo Aracyntho.

Ecl. II. 23. 24.

— Hic Dardanio Anchisae

Armiger ante fuit.

Aen. IX. 647. 648.

Tunc ille Aeneas, quem Dardanio Anchisae...

Aen. I. 621.

Die letzte Stelle drückt recht lebhaft die Verwunderung der Dido aus über die Gegenwart eines so berühmten Helden. Die andern zwei, und ebenso die vorhergehenden, haben nur einen Schein, ein gewisses Ansehen oder eine Mine von der Verwunderung und dem Nachdenken, welches große Personen oder Dinge, natürlicher Weise, bey uns wirken. Daß die häufigen Spondaen in den meisten vieles beytragen, den Inhalt auszudrücken, läugne ich nicht. Mir ist es genug, daß doch die Vocalen unwidersprechlich einige Mitwirkung hierbey haben. Eben so wenig thut dies etwas zur Sache, daß die Bildung dieser Verse um der Namen willen ungefähr so seyn mußte, wie sie ist. Ihr Laut bleibt

an sich selbst vergrößernd, er mag nun mit Fleiß gesucht seyn, oder nicht. Und warum sollte die Absicht des Poeten hierbey nicht gewesen seyn, die Nothwendigkeit selbst unter der Anmuth der Zusammensetzung zu verstecken? wie Dionysius von Halikarnas es ausdrückt *). Warum sollte man in diesem Falle etwas für ein Ungefähr halten, was unläugbar der Vorsatz des Dichters in einem andern gewesen? Ich ziele hiermit auf gewisse kaum vermeidliche Elisionen, die, wie hier die Hiatus, oft seine Verse verzögern und erweitern, so daß die Größe des Begriffs zugleich im Laute abgebildet wird; eine Wirkung, welche in *Porta adversa ingens*; in *Monstrum horrendum, informe, ingens* und sonst an vielfältigen Stellen mit kenntlicher Ueberlegung hervorgebracht ist.

Der rauhe Vers vom Polyphem, den ich eben anführte, erinnerte mich, daß ich noch eine Art von innehaltenden Hiatus zu erläutern habe, ehe wir diese Materie verlassen. Sie ist nahe mit den vergrößernden verwandt, und bezeichnet bey unserm Dichter, sowohl als dieselben, doch mit Vocalen, die einen dunklern Laut von sich geben, die Verwunderung oder das Nachdenken, das mit einem unangenehmen Gefühle begleitet ist, und sich gern in einem tiefen und etwas gedehnten Tone äußert.

Quid

*) In seiner Abhandlung von Zusammensetzung der Wörter.

Quid struit, an qua spe inimica in gente moratur?

Aen. IV. 235.

Et succus pecori, et lac subducitur agnis.

Ecl. III, 6.

Vt vidi, vt perii, ut me malus abstulit error!

VIII, 41.

In diesem letztern Verse ist der Affect am stärksten, und die Verwunderung mit Wehmuth vermischt *); eine Gemüthsverfassung, welche eigentlich das so bedeutungsvolle Eheu auszudrücken bestimmt ist.

Eheu, quid volui misero mihi?

Ecl. II. 58.

Eheu quam pingui macer est mihi taurus in arvo!

III, 100.

Noch ein Hiatus, der unsere Aufmerksamkeit verdient, ist im Virgil übrig. Ich habe ihn bis zuletzt aufbehalten, als den einzigen in seiner Art, da er weder zu der wiedererschallenden, noch zu der innehaltenden Gattung kann gerechnet werden.

*) Scaliger Poetic. IV. 47. findet hier 'admirantis superciliosum hiatum. Sonder Zweifel will er damit sagen, daß der Hirte des Dichters unwillig auf sich selbst ist, und seinem eignen Herzen Vorwürfe über seine Schwäche und geschwinde Uebergabung macht.

— Strophades Grajo stant nomine dictae
Insulae Ionio in magno —

Aen. III. 210. 211.

Daß die Endsybe in Insulae um des folgenden Vocals willen kurz, und gleichsam halb davon verschluckt wird, ist das erste, was man beobachtet. Aber nicht ein jeder bemerkt sogleich den Contrast, welchen das auf solche Art geschwächte Insulae gegen das tönende Ionio in magno macht. Der Poet redet von zwei kleinen Inseln auf der Westseite des Peloponnesus, und seine Worte sind so abgepaßt, daß für die Leser, die den Gegensatz in denselben empfinden, diese Inseln in dem großen weiten Meere, darinn sie liegen, zu unkennbaren Flecken werden. Diese Anmerkung kann nicht anders als uns auf den Gedanken bringen, daß es Hiatus giebt, die den Begriff vermindern, vermittelst des schwachen Lautes des Vocalen, wie wir im Gegentheile gesehen haben, daß starke und laut tönende ihn vergrößern. Und ein flüchtiger Blick in den Homer, diese unerschöpfliche Quelle einer jeden poetischen Harmonie, ist zureichend, uns allen Zweifel hierüber zu benehmen. Wir wollen in dieser Absicht nur den Anfang seiner Ilias und Odysee zusammenstellen, oder bestimmter zu reden, den vergrößernden Hiatus in der ersten mit den vermindernenden in den letzten. Das eine Gedicht fängt so an:

Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος.

Man hat sehr wohl angemerkt, daß der Poet hier gleich seinen Helden nennt, weil er es nicht, wie in der Odyssee, schon durch die Ueberschrift des Gedichts gethan hatte. Aber der schallende Ton, in welchem die Benennung geschieht, ist nicht weniger betrachtungswürdig. Er füllt zugleich das Ohr und den Verstand, so daß Achilles selbst die angerufene Muse überschattet, und, wie er es seyn soll, der einzige Gegenstand unsrer Aufmerksamkeit wird. Ich zweifle nicht daran, daß Homer wirklich so etwas fühlte, ohne es eben selbst zu wissen, oder Rechenhaft dafür geben zu können. Nun zum ersten Verse in der Odyssee:

Ἄνδρα μοι ἔννεπε, μοῦσα, πολύτροπον, ὅς
μάλα πολλά.

Das sonst lange μοι macht, indem man es hier verkürzt findet, daß die Person des Dichters gleichsam unsichtbar in den Augen der Leser wird. Ihm selbst eine bewußte Absicht hierinn beizulegen, und mehr als ein dunkles Gefühl, ist auch in diesem Falle gar nicht mein Gedanke. Ich bin überzeugt, daß er mehr ein Lehrling der Natur als der Kunst war, und ich habe stets über den Aberglauben seiner abgöttischen Anbeter gelächelt, welche im Stande wären, auf diesen Vers eine ganze Abhandlung von Homers Bescheidenheit zu gründen. Meine Frage bleibt nur; ob es nicht so in sich selbst ist, daß das wegschwindende μοι, welches kaum halb in der Aussprache gehört wird, unsre Aufmerksamkeit vom Poeten zu seinem Helden hinwendet?

Doch wir müssen suchen, zu einer etwas tieferen Einsicht in die Beschaffenheit der solchergestalt gefundenen vermindernenden Hiatus zu gelangen. Ein achtsames Ohr bemerkt gleich, daß das verkürzte $\mu\omicron\iota$ und die Endsyllbe in *Insulae* geschwind ausgesprochen, und eben dadurch desto ausdrückender wird, da man natürlicher Weise sich nicht lange bey kleinen und unerheblichen Dingen aufhält. Vermindernde Hiatus sind auf solche Weise zugleich eilend, wie ich hingegen die vergrößernden Hiatus zu der innehaltenden Gattung gerechnet habe. Und diese Art eilende Hiatus ist nicht die einzige. Man begreift leicht, daß Geschwindigkeit ihren ersten und eigentlichen Ausdruck ausmacht, und daß andre Begriffe dadurch nur mittelst ihrer Analogie mit diesem bezeichnet werden. Da Virgil uns hier verläßt, so muß ich die nöthigen Exempel aus dem Homer herholen. Wie deutlich weisen nicht die Vocale, die der Dichter in diesen Versen offen gelassen, die Geschwindigkeit, die er beschreibt.

— $\delta\acute{\epsilon}\pi\alpha\varsigma \delta\acute{\epsilon} \acute{\omicron}\iota \acute{\epsilon}\kappa\pi\epsilon\sigma\epsilon \chi\epsilon\iota\rho\acute{\omicron}\varsigma.$

(das Trinkgeschirr fiel ihm aus der Hand).

Odyß. XXII. 17.

$\circ\iota\mu\eta\sigma\epsilon\nu \delta\acute{\epsilon} \acute{\alpha}\lambda\epsilon\iota\varsigma \acute{\omega}\varsigma \acute{\alpha}\iota\epsilon\tau\acute{\omicron}\varsigma \upsilon\psi\iota\pi\epsilon\tau\acute{\eta}\epsilon\iota\varsigma.$

(Er gieng los auf sie im vollen Sprunge, als ein hochfliegender Adler).

Odyß. XXIV. 537.

In der folgenden Zeile drückt das Eilen der Vocalen Eifer und Freude aus *). Sie stellt uns die Gefährten des Ulysses vor, nachdem Circe ihnen die vorige Gestalt wiedergegeben hatte.

Ἔγνωσαν δὲ μέγαν ὀϊὸν ἔφουτ' ἐν χερσίν
ἕνατος,

(Sie erkannten mich, und jeder von ihnen blieb an meinen Händen hängen.)

Daselbst X. 397.

Und der laut dieser fließenden Verse ist sehr bequem, Jugend und Schönheit abzubilden:

— νεηνίην ἀνδρὶ ἑοικώς

Πρῶτον ὑπηνήτην, τοῦ πρὸς χαρμῆσ' ἀτὴν ἦβη.

(Gleich einem Jünglinge, der erst mannbar geworden, und dessen Jahre die anmuthigsten sind.)

Daselbst 278. 279.

Daß diese Art offene Vocalen so kenntlich und mehr als andre kurze Sylben die Aussprache eifertig macht, ist kein Wunder, da nicht allein überhaupt die Menge der Lautbuchstaben in Vergleichung mit den Mitlautern den Worten eine leichte und fließende Bewegung giebt, sondern auch in diesem Falle der vorderste Vocal sich zum Theil in dem zweyten

*) Eben so Theokrit Idyll. 27.

... καρδίη δὲ δι' ἔνδον ἰάνθη.

Ihr Herz erfreute sich innerlich.

zweyten verliert, und also sehr kurz werden muß, wenn er schon vorher an sich selbst kurz ist. In der römischen Sprache liefen dergleichen Vocalen wirklich in einander, und machten nur Eine Sylbe aus; und eben das ist die Ursache, daß wir keine eilenden Hiatus im Virgil antreffen, und nur etwas ähnliches in der geschwinden Aussprache gewisser einzelnen Wörter, bemerken, als z. B.

— *Ruit Oceano nox.*

Aen. II. 250.

— *Coëant in foedera dextrae*

Ib. IX. 292.

und besonders wenn er einen einstürzenden Thurm beschreibt, so daß man seinen Fall vor Augen zu haben glaubt:

— *Ea lapsa repente ruinam*

Cum sonitu trahit.

Aen. II. 465 - 466.

So voll von Harmonie und meistens geflissentlicher und künstlicher Harmonie, weist Virgil sich auch da, wo er, dem ersten Ansehen nach, scheinen könnte, aus Noth, oder Nachlässigkeit die Regeln des Wohlklanges beyseite gesetzt zu haben. Ovid, in dessen Schriften, und besonders in dessen Verwandlungen, wir oft die lebhaftesten Ausdrücke des Virgil kenntlich und nicht unglücklich nachgeahmet finden, ist ihm auch sehr genau in Ansehung des Zusammenstoßens der Vocale nachgefolgt. Ein
Blick

in die Stärke des poetischen Ausdrucks. 31

Blick auf diejenigen Stellen bey beiden Dichtern, auf die ich vornehmlich mein Absehen richte, kann am besten ihre Uebereinstimmung hierinn erweisen.

Virgil. Clamassent, ut litus Hyla, Hyla, omne
sonaret.

Ovid. Et bis, Jö Arethusa, Jö Arethusa,
vocavit.

Metam. V, 625.

Die Veranlassung zu der Ausbildung dieser Verse meyne ich in den schallenden Tönen zu finden, die zur Anrufung des Bacchus und des Hymen bestimmt waren, und die in einem von den Fragmenten des Ennius, wie auch in zween Hochzeitgesängen bey dem Catull vorkommen. Das Fragment lautet also:

His erat in ore Bromius, his Bacchus pater,
Illis Lyaeus vitis inventor sacrae,
Tum pariter Evan, Evoë, Evoë, Evius.

In dem einen Hochzeitgesange ist die Schlußwiederholung:

Hymen o Hymenae Hymen, ades o Hymenae.

Und in dem andern:

Jö Hymen Hymenae Jö
Jö Hymen Hymenae.

Ovid selbst hat diese Freudengeschreie angebracht und in Einem Verse zusammengefügt:

Pars

32 Von dem Einflusse der offenen Vocalen

Pars Hymenaeae! canunt, pars clamant Evie,
Evoe!

Art. Am. I. 563. *)

Und etwas ähnliches, das sichtbar Kunst und Absicht verräth, wird auch beyhm Martial gefunden:

Clamant ecce mei, Jö Saturnalia, versus.

L. XI. Epigr. 2.

Aber laßt uns die angefangene Vergleichung fortsetzen:

Virgil. Lamentis, gemituque, et foemineo
ululatu.

Ovid. Tympanaque, plaususque et Bacchei
ululatus.

Metam. XI. 17.

Virg. Et longum formose, vale, vale, inquit
Jöla.

Ovid. — Dictoque vale, vale, inquit et Echo.
Met. III, 501.

Welche Gleichheit! Ovid selbst wird hier zum Echo des Virgil. Um ein gutes Theil weniger gleicht das O utinam, Heu ubi und O ego, womit der jüngere Dichter bisweilen seine Verse anfängt, dem O ubi campi des ältern. Und überhaupt sind alle dergleichen Ausrufungen (ich nehme auch nicht diese mitleidsvolle Anrede aus:

O et

*) Man sehe, was die Richtigkeit der Lesart angeht, den Seinsius und Burmann über diesen Vers.

O et de Latia, o et de gente Sabina
 Praecipuum, matrona, decus —
 Siste tuos fletus.

Met. XIV. 832. (sequ.)

sind alle diese sonst so ausdrückende Ausrufungen von der Beschaffenheit, daß ein weit geringerer Dichter als Ovid leicht von selbst darauf fallen konnte. Ich wünschte, daß nichts wichtiger bey seiner Erzählung zu erinnern wäre von der Verwandlung des Hyacinthus in eine Blume von diesem Namen, im X. B. der Verwandlungen v. 214-216.

Non satis hoc Phoebus est, (is enim fuit auctor honoris)

Ipse suos gemitus foliis inscribit —

bis dahin sehr gut. Virgil hätte es auch gewiß dabey verbleiben lassen. Aber Ovid, dieser in andern Betrachtungen so anmuthige Dichter, hat nie gewußt zur rechten Zeit aufzuhören. Er verderbt, was er sowohl angefangen hatte, mit diesem sehr entbehrlichen Zusatze:

— — et ai ai *)

Flos habet inscriptum.

Wie unangenehm krächzet nicht dieses ai ai!
 Es kann als der Pendant angesehen werden zu
 jener

*) Man sehe diese Lesart in Burmanns Ausgabe des Ovid bestätigt.

jener quakenden Linie in eben diesem Gedicht*). Ich weiß, daß Moschus bereits so etwas in seiner dritten Idylle angebracht hat. Er will, daß die ganze Natur Theil an seinen Wehklagen über den Tod des Bion nehmen soll; daß die Blumen traurig ihren Duft ausathmen, daß die Rose und Anemone mit Betrübniß erröthen, daß die Hiacynthe ihre Buchstaben aussprechen, und noch mehrere ai ai auf ihre Blätter bekommen soll.

Νῦν, ὑάκινθε, λάλει τὰ σὰ γράμματα, καὶ
πλέον αἰ αἰ

Λάμβανε σοῖς πετάλοισι —

Aber Moschus konnte sich gern eines solchen Ausdrucks bedienen, und hatte blos darinn unrecht, daß er Leid und Wehmuth witzige Einfälle ersinnen ließ. Bey den Griechen war αἰ αἰ eine bekannte

*) Met. VI. 376. wo der Poet von den in Frösche verwandelten lycischen Bauern sagt:

Quamvis sint sub aqua sub aqua maledicere tentant,
vortreflich! obgleich nicht ohne seines gleichen. Mit eben der ungezwungenen Kunst hat auch der Verfasser des Froschmäuslers gewußt das Quäken seiner Frösche ins Deutsche zu übersetzen, als:

Riefen, das hat gerhan gar gefsch
Roachs, Dreke, Ufi, Kefechs.

Ernstlich zu reden, ein solches Kinderspiel war einem Kollenhagen besser anständig, als einem von den glänzendsten Genies am Hofe des August.

kamte und in der Poesie gebräuchliche Interjection, auf welche sie wirklich die Figuren auf den Blättern der Hyacinthe hindeuteten; für römische Ohren hingegen war dieser laut gänzlich fremd.

Unter den innehaltenden Hiatus des Poeten (denn die bisher angeführten sind von der wiedererschallenden Gattung) weisen auch einige offenbar das Gepräge seines Vorgängers.

Virg. — Imponere Pelio Ossam.

Ov. — Et excussit subiecto *Pelio Ossam*.

Met. I. 155.

Virg. Insulae Ionio in magno.

Ov. Iactari quos cernis in *Ionio immenso*.

Met. IV. 625.

Dieser Vers ist merkwürdig. Sein Gang und sein laut ist überall ausdrückend und er scheint den äußersten Punkt zu treffen, welchen die künstliche Harmonie nicht überschreiten kann, ohne ins Kindische und Tändelnde zu verfallen. Die vier ersten Füße bezeichnen Mühe und Beschwerlichkeit, ebenso wie die arbeitenden Worte des Homer vom Sisyphus, und die zween letztern beziehen sich auf den weiten Umfang des Tummelplatzes. Ein Schema ist nöthig, um dieses verständlicher zu machen:

Iacta | ri quos | cernis in | Ioni | o im | mensa

Ἰᾶαν | βασὰ | ζοντα | πε | λῶριον

Ἰᾶαν ᾶ | να ᾶ | θεσικε | πο | τὶ λόφον

Eben diese vergrößernde Wirkung der Vocalen, welche in dem Ionio immenso so kenntlich ist, weist sich gleichfalls in verschiedenen andern Versen von unserm Dichter, wo doch nur der Ton, und nicht die Worte aus dem Virgil entlehnt sind, z. E.

— Cupressifero *Erymantho*.

Heroid. Ep. IX. 87.

Castori *Amiclaeo et Amiclaeo* Polluci

Ep. VIII. 71.

— Cum coelifero *Atlante*

Fast. V. 83.

— Penatigero *Aencae*

Met. XV. 450.

Noch mehr. Wir finden heym Ovid solche innehaltende Hiatus, wovon man schwerlich sagen kann, daß er den glücklichen Ausdruck in denselben dem Virgil zu verdanken habe, ob sie gleich etwas ähnliches haben mit desselben Quid struit? aut quae etc. oder Et succus pecori etc. Im Briefe der Dejanira an den Herkules verweist diese ihm auf folgende Art seine Untreue und seinen Ehebruch mit der Iole:

Forstian et pulla *Aetolide* Deianira,

Nomine deposito pellicis, uxor erit;

Eurytidosque Iöles atque infanti *Alcidae*

Turpia famosus corpora junget Hymen.

Heroid. Ep. IX. v. 131-134.

Bei der geringsten Aufmerksamkeit auf die zusammenstoßenden Wörter in beyden Hexametern, besonders in dem letzten, wird man gleich gewahr, wie genau sie den Ton nachahmen, worinn wir Verwunderung und Verdruß über das strafwürdige Verhalten eines andern zu erkennen geben; denjenigen Ton, den Juvenal mit so besonderm Nachdrucke in einer von seinen Satiren anbringt:

— *Liceat modo vivere, fient*

Fient ista palam, cupient et in acta referri.

Sat. II. 135. 136 *)

In den andern Zügen, auf die ich mein Augenmerk richtete, leuchtet gleichfalls ein Originalgenie hervor:

Quid fuit asperius Nonacrina Atalanta?

Succubuit meritis trux tamen illa viri.

Art. Am. L. II. 185. 186.

€ 3

Qui

*) Ueberhaupt hat die Natur das lange *I* bestimmt, diejenige Art von Verwunderung auszudrücken, die mit Vorwurf, Mißfallen, oder Ironie untermischt ist. Wie kenntlich herrscht dasselbe nicht, zugleich mit dem Consonanten *R*, in dieser bittern Anrede!

I nunc, ingratis offer te, irrise, periclis.

Aen. VII. 425.

und

— *I, verbis virtutem illude superbis.*

Ib. IX. 634.

Qui color infectis adversi solis ab ictu
 Nubibus esse solet, vel purpureas aurorae
 Is fuit in vultu visae sine veste Dianae.

Met. III. 183-185.

Wie kenntlich hilft nicht in der ersten Stelle der hartlautende Hiatus, Atalantens strenge und rauhe Zugend auszudrücken! Und wie wird nicht in der letztern durch die Kunst des mittlern Verses die Schamröthe der Göttinn vergrößert, so wohl als die über dem Actäon schwebende Gefahr!

So bestrebte sich wenigstens Dvid die bezaubernde Harmonie zu erreichen, die im Virgii sich stets mit der Gedanke verändert, und sie ausdrücken hilft. Doch kann nicht geläugnet werden, daß jenes sein hüpfender Rhythmus, seine wenigen Monosyllaben am Ende der Verse, und seine Sparsamkeit so wohl in den Elisionen als in der Abwechslung der Cäsur über den Fall seiner Verse eine gewisse Monotonie verbreiteten, die ihm nicht zuließ, seinem Muster gleich zu kommen, und die zum Theil Ursache gewesen seyn kann, daß er zuweilen den ausdrückenden Klang im Tone der Sylben übertrieb, und der Natur nachäffte, an statt sie nachzuahmen. Die spätern Dichter, die ihre Kräfte in der heroischen Poesie versuchten, ein Lucan, ein Silius Italicus, ein Valerius Flaccus, ein Statius, ein Claudian, ließen es nicht bey seinen Abweichungen vom Virgil bewenden. Ihr Ekel gieng so weit, daß alle ihre Verse, oder doch fast alle sich auf zwey oder dreysyllbige Wörter endigen mußten,

mußten, daß sie es kaum wagten, einen darunter mit zween Spondaen zu schließen, und daß niemals irgend ein andrer Hiatus, als ein O oder ein Heu vor einem Vocal, darinn vorkommen dürfte. So wohl hlerdurch, als durch die schallenden Wörter und den steten Posaunenklang, worinn einige von diesen Dichtern ganz verliebt waren, ward ihr Ton so einförmig, und zu einem so absichtslosen und nichtsbedeutenden Gemische von verwirrten Lauten, daß er das Ohr ermüdete, statt es einzunehmen, und daß er nie, als etwa durch ein Ungefähr, in Uebereinstimmung mit dem Inhalte kam. Von solchen langweilig monotonischen Hexametern, hatte Statius zweyhundert und zwey und siebzig binnen zween Tagen zusammengeschrieben, und hatte noch das Herz, sich deswegen zu rühmen *). Zwar ließ Juvenal, dieser Virgil in der Satyre, sich nicht vom Strome hinreißen. Aber das ist doch merkwürdig, daß, wie frey er auch sonst, um seinem Ausdrücke Leben und Stärke zu geben, seine Verse mit Elisionen anfüllte, und sie mit zween Spondaen endigte, wie auch mit einsylbigten, oder mit vier und mehr sylbigten Wörtern, man dennoch schwerlich finden wird, daß er irgend einen Hiatus zwischen Wort und Wort, er möge nun ausdrückend seyn oder nicht, habe mit einlaufen lassen.

*) Man sehe die Zueignungsschrift zum ersten Buche seiner Sylvae.

Die Fortsetzung folgt künftig.



II.

Ueber die deutsche neue Litteratur. Erste und
zweite Sammlung von Fragmenten.
1767. (360. S.)

Was Sokrates in dem Gastmale des Plato von der Liebe sagt, daß sie eine Tochter der Armuth und des Ueberflusses (*πεινίας καὶ πλοῦτος*) sey, das könnte man vielleicht mit eben so vielem Recht von der Kritik sagen. Wenn sich die Armuth an Originalgenies in einer Nation mit dem gehörigen Vorrathe von Wissenschaft und Philosophie verbindet, so entsteht alsdann dieses mittlere Geschöpf, das *πένης μὲν αἰεὶ ἐστὶ, ἐπιβραλος, δὲ τοῖς ἀγαθοῖς, καὶ τοῖς καλοῖς, — ἀνδρείος ὦν καὶ ἔτης, καὶ σύντομος, — φιλοσοφῶν διὰ παντὸς τῆ βίης — ἕτε ὡς ἀθάνατος πεφυκῶς, ἕτε ὡς θνητὸς —* Keiner von den Göttern philosophirt, sagt Plato. Und man könnte hinzusetzen, keiner von den Söhnen der Götter, die durch ihre heiligen Einflüsse begeistert werden. So wenig also ein neuer vortrefflicher Kunstrichter ein Glückweissagendes Phänomen für die Entstehung künftiger Homere seyn mag, so ein großes Geschenk ist er doch für die nüchternen Denker, die aus der heiligen Quelle niemals getrunken, und auf dem Windus nie Rosen gebrochen haben, aber die diese Gegenden doch von ferne als Geographen kennen lernen

lernen wollen, wenn sie auch niemals Einwohner davon werden sollten. So viel Gelehrsamkeit, so viel und so weit ausgebreitete Kenntnisse der besten Schriftsteller, der Alten und Neuen, ein feiner Geschmack, noch mehr, eine so tiefe Philosophie, als unser Verfasser hat, muß nothwendig etwas dazu beitragen, die καλὸς καγαθὸς in unsrer Nation zu vermehren, wenn sie auch gleich nicht neue Begeisterte hervorbringen sollte. Diese mittlere Größe einer Nation, in welcher mehr gesunde Vernunft als Enthusiasmus herrscht, wo die Leier der Dichter nicht so hoch tönt, aber die sanftern Melodien des Weisen desto ungestörter gehört werden, kurz wo man von der poetischen Wildheit noch nicht weiter entfernt ist, als von der Sophistischen Regelmäßigkeit, diese Größe ist vielleicht diejenige, die die Natur und das Schicksal für uns Deutsche bestimmt hat. Wenn einige von uns das erste Glied der Kette sind, von der Sokrates in dem Jo des Plato redet, so sind desto mehrere von uns das zweyte und das dritte. Unmittelbare Ausleger der Götter sind bey uns selten, aber die Ausleger von jenen, die durch die Vermittelung der Dichter im dritten Grade den Einfluß der Musen fühlen, und die Orakelsprüche, die jene in ihrer Trunkenheit ausstossen, erklären, deren haben wir gewiß einige, und unser Verfasser ist einer von ihnen.

Aber ist es uns erlaubt zu sagen? er scheint über die Schönheiten in den Werken des Geistes noch mehr philosophirt, als sie empfunden zu haben;

seine Urtheile scheinen oft mehr Folgen seiner Metaphysik als Aussprüche seines Gefühls, und er bestimmt den Werth unsrer Schriftsteller nicht sowohl nach dem Eindrucke, den sie auf den Geist und das Herz ihrer Leser machen, als nach gewissen allgemeinen Grundsätzen, die aus seinem System entspringen. Wir berufen uns, um unser Urtheil zu rechtfertigen, nicht so wohl auf die Wahl der Autoren, die er für unsre klassischen hält, gegen die wir nichts einzuwenden haben, als vielmehr auf die Ausschließung anderer, deren poetische Verdienste auf unser Herz ein nicht geringeres Recht haben, und er ganz zu verkennen sucht. Eben so scheint er, um seiner Metaphysik willen, das Schwere im Ausdruck, das das Gedankenreiche schon durch die große Zurüstung in den Worten ankündigt, dem Leichten und Einfältigen vorzuziehen. Sein Styl selbst, ob er gleich an den meisten Orten sehr unterhaltend, bestimmt, gedrungen, an vielen sogar mit sich fortreißend ist, hat dem unerachtet zuweilen diese Schwere und diese freywillige Dunkelheit, durch welche einige unsrer neusten Schriftsteller ihre Leser, wir wissen nicht ob zu demüthigen oder aufmerksam zu machen suchen.

Aber ohne eine längere Vorrede wollen wir einen getreuen Auszug aus dem Buche machen, der uns vielleicht alsdenn zu einigen Anmerkungen Gelegenheit geben wird, die wir des Hrn. Verf. tieferer Einsicht unterwerfen.

Dies ist das große Vergnügen, denkende Köpfe zu lesen, daß ihre Gedanken so wie der elektrische Funke eine ganze Reihe neuer Gedanken in der Seele des Lesers erwecken. Wir kennen wenig kritische Schriftsteller, die dieses in dem Grade, wie der Verf. thun.

Die Briefe der Litteratur gewinnen dadurch um die Deutschen ein neues Verdienst, daß sie die Gelegenheit und die Grundlage eines Commentars geworden sind, der mit seinem Autor um die Wette streitet, und ihn vielleicht zuweilen überwindet.

Nach einem kleinen reizenden Miniaturgemälde von einer allgemeinen Bibliothek, die auf eine allgemeine Geschichte der Litteratur gegründet, mehr zur Ausbildung der Genies, als zur Belehrung bloßer Liebhaber abzielte: fängt der Verfasser an einige dieser Ideen auszuführen, und legt so zu sagen den ersten Grundstein zu der Aufführung dieses Gebäudes — Was für einen Einfluß hat die Sprache auf den menschlichen Geist, und welches ist, so zu sagen, die Zurückwirkung der Zeichen auf die Ideen, durch welche diese modificirt, und die Erweckung gewisser Arten derselben erleichtert oder schwerer gemacht wird? Diese Frage, die natürlich genug war, auch in einen minder tiefdenkenden Kopf, als des Verfassers seiner ist, zu kommen, war nicht leicht genug, von einem andern aufgelöst zu werden. Um destomehr sind wir ihm Dank schuldig, wir haben wenigstens bey ihm neue Aussichten, neue Seiten gefunden, von denen man diesen Gegenstand betrachteten

trachten kann. Und wenn gleich diese Betrachtungen vielleicht noch etwas zu allgemein sind, als daß man sie unmittelbar auf das Detail einzelner Sprachen sollte anwenden können, so sind sie doch an und für sich, als Grundsätze der grammatischen Metaphysik höchst fruchtbar. Wir wollen des Verfassers Gedanken so kurz als möglich liefern:

I. Fragm. Wort und Idee hängt aufs genaueste zusammen. Ohne poetische Sprache kann es niemals große Dichter, ohne eine biegsame Sprache gute Prosaisten, ohne eine genaue Sprache große Weise unter einer Nation geben. Dieses ganz allgemein ausgedrückt, heißt: zu jeder Art von Vollkommenheit in der Beschaffenheit und der Folge der Ideen, ist eine gewisse Art der Vollkommenheit in den Zeichen nothwendig, durch welche diese Ideen ausgedrückt werden. Die Aufgaben die daraus entstehen, sind diese. 1) Wie kann man aus den sittlichen, den physikalischen, und den politischen Verfassungen eines Volks die Ursachen zu dem Eigenthümlichen in der Grammatik und dem Genie ihrer Sprache herleiten? 2) Wie kann man die Fähigkeit einer gewissen Sprache, z. E. der Deutschen, zur Poesie zur Philosophie u. s. w. bestimmen? 3) In wie fern ist die deutsche Sprache zu allem diesem geschickt?

II. Fragm. Ehe man diese besondern Fragen beantwortet, muß man erst die großen Revolutionen übersehen haben, die jede Sprache bey jeder Nation leidet, und die mit den natürlichen Verän-

Veränderungen die in der Nation selbst vorgehn, parallel laufen. Diese untersucht der Hr. B. in dem Fragmente von den Lebensaltern einer Sprache:

1) Die Nation ist in ihrer Kindheit den Sitten nach wild und voll heftiger Leidenschaften, durch ihre Lebensart einer Menge von Gefahren ausgesetzt, in ihren Sprachwerkzeugen zur Hervorbringung einer nur sehr kleinen Anzahl, aber sehr heftiger Töne geschickt. Die Sprache wird also in den Begriffen, die sie ausdrückt, eingeschränkt, in den Empfindungen, die sie malt, stark und feurig, und in ihren Accenten tönend und rauh seyn. 2) Die Sitten werden gemildert, die Lebensart ruhig, die Werkzeuge geschmeidiger, die Kenntnisse ausgebreiteter. Hier erscheint das jugendliche Alter der Sprache, die noch sinnlich aber nicht mehr heftig ist, die Empfindungen, aber nicht mehr wütende Leidenschaften ausdrückt, die die schreyende Töne in einen beynahe modulirenden Gesang verwandelt, abgezogene Begriffe, durch die Aehnlichkeit mit körperlichen Gegenständen, und diese, wenn sie kann, durch die Aehnlichkeit des Schalls mahlt, die endlich in ihren Verbindungen frey, und in ihren Perioden ganz ungesesselt ist. Dieses ist das poetische Alter, wo die *aoidoi* und *epicuroi* lebten, und wo alles was man schrieb, Gedicht war. 3) Das männliche Alter stimmte den Gesang zur Declamation herunter. Das ruhigere und eingezognere Leben der Menschen machte ihre Empfindungen sanfter, und ihre Leidenschaften schwächer, abgezogene Begriffe

Begriffe bekamen eigenthümliche Zeichen, oder man hatte das sinnliche Bild von dem sie hergenommen waren, schon vergessen. Die Idiotismen milderten sich, der Inversionen wurden weniger, die Construction bestimmte sich, der freye Rhythmus wurde zum eingeschränkten Perioden, dieses ist das Zeitalter der schönen Prose. 3) Das hohe Alter ist für den Weltweisen, kalt und ohne Leidenschaften, bestimmt und richtig in den Ausdrücken, einfach in den Wendungen, ohne Bilder, ohne Abwechslung in der Construction, voll grammatischer Richtigkeit, aber ohne poetische Schönheit.

III. Fragm. Folgen hieraus. 1) Diese verschiedenen Vollkommenheiten einer Sprache können nicht zugleich in einem hohen Grade beyammen seyn, weil sie sich eben so wie der Zustand der Nation, auf den sie sich beziehen, und in dem sie gegründet sind, aufheben. 2) Die Meisterstücke jeder Nation in der Poesie wurden damals geliefert, als sich noch ihre poetische Sprache von ihrer Prose nicht getrennt hatte.

IV. Fragm. Anwendung dieser Grundsätze auf die deutsche Sprache. Der Zeitpunkt, wo wir eine poetische Sprache haben konnten, ist vor undenklicher Zeit schon vorbey. Sie ist, so wie unfre Nation, mehr für den Verstand als für die Einbildungskraft — Die Vollkommenheit, die wir ihr geben können, ist, daß wir sie zwischen der poetischen und philosophischen Sprache im Gleichgewichte erhalten, und die Richtigkeit und Einförmigkeit der
einen

einen, mit der Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der andern, in einem gewissen mittlern Grade zu vereinigen suchen.

V. Fragm. Hrn. Sulzers System einer Sprachverbesserung wird geprüft. Dieser fodert zuerst, einen hinlänglichen Vorrath von Worten und Redensarten, jeden Begriff deutlich und bestimmt auszudrücken, — aber ein solcher Vorrath ist für die Poesie nicht genug, es muß Ueberfluß da seyn. Ohne Synonymen und uneigentliche Redensarten kann die Dichtkunst nicht bestehen, — Hr. Pr. Sulzer, indem er also Synonymen, Idiotismen und Inversionen aufheben will, und demerachtet in der Lenkung der Perioden Biegsamkeit, in der Länge und Kürze, und den verschiedenen Accenten der Sylben Abwechslung und Mannigfaltigkeit verlangt, hebt die poetische Schönheit auf, ohne die Sprache völlig philosophisch zu machen.

VI. Fragm. Die Idiotismen einer Sprache erzeugen die eigenthümlichen Schönheiten der Schriftsteller einer Nation, die für die Ausländer unübersetzbar sind. Sie bestimmen die Verschiedenheit in den Manieren großer Schriftsteller, die sich dieser Idiotismen zu bemächtigen wissen. Niemals wird ein Schriftsteller ein Liebling seiner Nation, so wie es Shakespear und Fielding, oder Hudibras und Swift von den Engländern ist, wenn er sich nicht diese einheimischen Schönheiten zu Nutze macht, und die Launen, zu denen die Anlage in der Sprache da sind, anwendet. Gleims Grenadier, Ramler
und

und Kleist in der Poesie, Abt und Lessing in der Prose habe diese Fundgrube unsrer Sprache gekannt und gebraucht.

VII. Fragm. Die Reichthigkeit einer Sprache vermindert ihren Reichthum. Die orientalischen Sprachen sind reich an Worten, die Gegenstände aus der Natur ausdrücken. Die unsrigen reich an Redensarten des Umgangs, an Ausdrücken, die bloße Verhältnisse des bürgerlichen Lebens bezeichnen. Die orientalischen waren reich an Synonymen, daher der zwiefache Ausdruck jedes Gedankens in ihrer Dichtkunst bey ihnen leicht und mannigfaltig werden konnte. Die philosophische Bestimmung der Synonymen ist für die Poesie höchst schädlich. Der Dichter verlangt noch mehr als Reichthum, er verlangt Ueberfluß.

VIII. Fragm. Können wir unsre Sprache durch Uebersetzungen aus den alten Sprachen bilden? Diese Frage zerfällt in einige andre. Was sollen wir aus den alten Sprachen, z. E. der griechischen, so wie sie in ihrem jugendlichen Alter beschaffen war, und wenn wir sie in den Schriftstellern von den Zeiten des Homer an bis auf den Herodot finden, in unsre übertragen? Das Sylbenmaas? Aber da unsre Sprache in ihren Füßen einfach, die griechische polymetrisch, unsre Declamation monotonisch, die ihre wirklich modulirt war, ihre Prosodie bestimmte, und die Länge und Kürze der Sylben deutlich gehört ward, die unsrige unbestimmt und im Aussprechen dunkel ist;

so ist der alte Hexameter für unsre Sprache nicht gemacht — Sollen wir die Lenkung ihres Perioden nachahmen? Dieser stützt sich auf die singende Deklamation, die für uns verloren ist, und ohne welche der Gang ihrer Perioden für uns oft abgeschmackt wird. Ihre Inversionen? Aber für diese ist unsre Sprache zu gefesselt. Ihre Machtwörter? Unsre Uebersetzer müssen sie umschreiben. Die ersten Genies Griechenlandes schufen ihre Sprache zugleich mit ihren Werken, noch konnten sie in die indigestam molem alle die Formen hineinbringen, die sie der Wendung ihres Genies angemessen fanden, der Uebersetzer derselben soll sie in eine schon gebildete Sprache übertragen, deren Formen verhärtet und unbiegsam sind. Jene lebten in einem Zeitalter, wo die Prose selbst eine Art von Poesie war, weil man ohne Bilder und ohne sinnliche Eindrücke noch nicht denken gelernt hatte. Unsre Uebersetzer leben in einem andern, wo die Poesie fast nichts als eine versificirte Prose ist, wo der Verstand es mir vergiebt, wenn von Zeit zu Zeit die Einbildungskraft auf Kosten desselben beschäftigt wird, anstatt daß man damals zu dem Verstande selbst nicht anders als durch die Einbildungskraft reden konnte.

IX. Fragm. Gute Uebersetzungen der ältesten griechischen Dichter sind also schwer zu hoffen, desto mehr müssen wir ihre schöne Prose zu nutzen suchen. Plato, Xenophon, Polybius sind von der Denkungsart unsers Zeitalters, und dem Genie un-

frer Sprache, nicht so weit entfernt, daß sie nicht mit weniger Verlust sich sollten in deutsche Schriftsteller verwandeln lassen. Diese griechische Prose ist für unsre Sprache weit angemessener, als die lateinische. Möchte es doch viel Uebersetzer geben, die ihren Schriftsteller so gut studirt hätten, und in das Eigenthümliche seines Genies und seiner Schreibart so tief eingegangen wären, als Heilmann in des Thucydides seine, — Eine andre Kunst, die wir noch zugleich von ihnen lernen können, und die unter den Neuern beynähe verloren zu seyn scheint, ist die Kunst zu dialogiren. Nicht solche Dialogen, wo, wie in den horis der Canonico-rum nur 2 einander gegen über, jeder seinen Spruch wechselsweise hersagt, sondern wo zween Geister einander gleichsam ihre Gedanken abzulocken scheinen, wo man sieht, wie ein Funke den andern entzündet, und die Ideen sich nach einander aus dem Grunde der Seele emporheben. Shaftesbury unter den Engländern, Diderot unter den Franzosen, Lessing unter uns, scheinen die Sokratische Art zu dialogiren am glücklichsten nachgeahmt zu haben.

X. Fragm. Uebersetzungen aus dem Lateinischen, sind, wegen der Verschiedenheit ihres Perioden und des unstrigen, vielleicht schwerer. Aber man würde dem unerachtet in Absicht des poetischen und des historischen Stils, unsre Sprache sehr aus ihnen bereichern können. Möchte doch bald Kämpfer der Nation das Geschenk eines deutschen Horaz machen, er, der unsre Sprache so gut zu dem Fluge
der

der Ode zu erheben gewußt hat, und der alle die geheimen Schätze kennt, die sie ihren Vertrauten darbietet.

τοσαύτ' ἔλεξε, πᾶς δ' ἐπεύξατο τραγῶς.

Für den historischen Stil würde Tacitus weit mehr zur Nachahmung geschickt seyn, als Livius. Größere Gleichheit seines Zeitalters mit dem unsrigen, größere Verwandtschaft seiner nachdrucksvollen Kürze und seiner Reflexionen mit dem philosophirenden Geist der Deutschen.

XI. Uebersetzungen aus einigen bewährten Neuen, ist eine andre Verbesserung unsrer Sprache. Wie weit ist die deutsche Sprache hinter ihren Zeitverwandten zurück, und was hat sie vor ihnen voraus?

1) Die Menge ihrer Mitlauter, die Helle ihrer Vocalen, die größere Anzahl ihrer Diphthongen, giebt ihr eine gewisse dorische Härte und Fülle, die sie für den Monologen des Trauerspiels, für die Ode, vorzüglich aber für das Lehrgedicht geschickt macht.

2) Ihre Aspirationen, die für ihre Nachbarn so unaussprechbar sind, die aus der griechischen, wo sie sehr häufig waren, in die römische, wo sie fehlten, aufgenommen wurden, um die Rauigkeit derselben zu mildern und die endlich für so wohlklingend gehalten wurden, daß die Petitsmaitres von Rom sie auch am unrechten Ort ansetzten, diese geben unsrer Sprache eine gewisse Delicatesse und Lieblichkeit, die noch wenig ist bemerkt worden.

3) Sie ist mehrerer Inversionen, mehrerer Veränderungen, in der Construction fähig, als die französische.

X. Fr. Wie entstanden die Inversionen, und wie wurden dieselben in einer Sprache nach und nach geändert und eingeschränkt?

Wenn zweien Geister sich mit einander unterreden, so würden beständig die Worte so aufeinander folgen, wie die Ideen eine aus der andern in dem Verstande entsteht. Da diese Ordnung in den Gesetzen der Geisterlehre gegründet ist, so würde auch diese Ordnung unwandelbar und stets einerley seyn. Eine philosophische Sprache, die sich dieser Geistersprache nähert, wird also die Inversion größtentheils aufheben. — So bald aber sinnliche Geschöpfe einander ihre Gedanken mittheilen, so bald wird die Ordnung der Worte nach dem Gesichtspunkte, aus welchem sie den Gegenstand sehen, aus der Leidenschaft, die sie auf einen gewissen Theil desselben vorzüglich aufmerksam macht, aus dem Interesse, welches sie nehmen, das Bild des einen zuerst in der Seele des andern zu erwecken, gestellt werden. So lange also die Begierden stark und heftig sind, je sinnlicher einer Nation, das ist, je ungebildeter sie ist, desto mehr Veränderung in der Zusammensetzung ihrer Worte, die durch keine grammatikalische Regeln gebunden wird. Der Wilde wir allemal das zuerst ausrufen, welches die am meisten ihn bewegende Idee anzeigt. Die Kindheit der Sprache ist also aller möglichen Inversionen

versionen fähig. Wenn die Leidenschaften sich mäſſigen, wenn die Geberdensprache aufhört, wenn man anfängt zu ſchreiben, ſo wird eine gewiſſe Ordnung der Worte eingeführt, die den Verſtand erleichtert. Die Folgen in der Erzeugung der Ideen, die Folgen in den Empfindungen bey ſinnlichen Gegenſtänden, endlich die Harmonie und der Wohlklang wurden die Beſtimmung dieſer Ordnung. Und hieraus entſtand der oratoriſche Periode.

XIII. Fr. Eine Sprache alſo, die für ſinnliche Geſchöpfe gemacht iſt, kann der metaphyſiſchen Ordnung nie völlig treu bleiben. Und dieſes thut auch ſelbſt die ſo ſehr gerühmte Ordnung der franzöſiſchen. Iſt es alſo nicht ein Vorzug auf der andern Seite, wenn ſie dieſe Abweichung von den ſtrengſten Regeln der Vernunft zum Vortheile der Einbildungskraft und des Ohrs anzuwenden, im Stande iſt? Eine Sprache, die zur Inverſion fähig iſt, macht die Harmonie leicht, und ſetzt den Dichter in Stand, die Folge der Ideen, nach der Ordnung der Einbildungskraft oder der Empfindung zu ſtellen. Die deutſche Sprache iſt nicht an Inverſion reich genug, alle Nuancen deren die Wendung eines Gedankens fähig iſt auszudrücken, aber ſie hat doch derſelben weit mehrere als die franzöſiſche; die franzöſiſche Richtigkeit iſt für den reinen Verſtand vielleicht nicht genug, für den Poeten höchſt nachtheilig. Die Freyheit unſerer Sprache iſt für den Dichter vielleicht noch zu eingekränkt, aber der Philoſophie deſto angemessener. „Beſtimmt und reich genug

„um die Gedanken des Metaphysikers in ihrer nack-
 „ten Schönheit vorzutragen, nachdrücklich und
 „bildreich, um die abgezogensten Lehren durch den
 „Schmuck der Dichtkunst zu beleben.“

XIV. XV. Fragm. Von dem deutschen Syl-
 benmaasse. Ist der Hexameter unsrer Sprache na-
 türlich? Aus der Natur unsrer Sprache wissen
 wir, daß sie in ihren Füßen sehr einförmig ist; in
 ihrer Declamation ohne die Höhe und Tiefe, um die
 langen und kurzen Sylben zu unterstützen, die in
 der Declamation der Griechen war, und die zum
 Hexameter unentbehrlich ist; endlich daß sie in der
 Flexion ihrer Worte zu viel Hülfswörter braucht,
 die größtentheils einsylbig sind und die Rede steif
 und prosaisch machen; Vermöge der Versuche wis-
 sen wir, daß, wenn wir dem natürlichen Zuge unsrer
 Gedanken folgen, wir in dem, was wir sagen,
 sehr wenig verschiedne Füße, und sehr einförmige
 Cadencen finden, Jamben und Trochäen die Menge,
 weniger reine Spondeen, noch weniger Dactylen;
 die klopstockische Versart ohne bestimmtes Sylben-
 maass, bestätigt diese Versuche. Man könnte viel-
 leicht dieses für die erste und ursprüngliche Versart
 halten, so wie sie mit dem, was wir vom hebräischen
 Sylbenmaasse wissen, am genauesten überein-
 kömmt. Vielleicht würde dieses ungefesselte Syl-
 benmaass für die Bachische Wuth eines zukünftigen
 Dithyrambisten, für den hohen Flug der Ode, für
 die Recitativen in der Musik, und für den Dialogen
 des

des Drama, weit schicklicher seyn, als ein festgesetztes Metrum; besonders würde es vielleicht auf unsrer Bühne die kurzen Doppelgespräche wiederherstellen, die auf den griechischen so gewöhnlich waren.

XVI Fragm. Weder Inversionen noch Sylbenmaas können wir von der französischen Sprache lernen. Was also dann? die Deutlichkeit und Munterkeit ihrer Prose, und ihre kritischen Bemerkungen über die Sprache. Nicht diejenige Deutlichkeit, die aus dem Leeren und Kraftlosen entsteht, und die so sehr in unsern Wochenblättern herrscht, sondern die, welche von der Klarheit und der völligen Ausbildung der Ideen, von dem Umgange mit der Welt und dem Kenntnisse des guten Vortrages, und endlich von der Freymüthigkeit, Wahrheiten unverdeckt zu sagen, herrührt.

XVII. Fragm. Von den Engländern, deren Charakter und Denkungsart mit der unsrigen genauer übereinstimmt, können wir die Stärke und Fülle der Gedanken, und den Reichthum der Bilder lernen. Nur müssen wir uns hüten, daß nicht dieser Ueberfluß in Unordnung, und unsre Prose zu dem schwerfälligen hexametrischen Gange ausartet, die beynah, durch einige Uebersetzungen aus dem Englischen, Mode geworden wäre.

Hier endigen sich die philosophischen Betrachtungen über die Sprache. Unser Autor verläßt

nunmehr seinen Ort, von welchem er als Zuschauer die olympischen Kämpfe der Genies ansah, geht selbst in die Schranken und bewillkommt die, welche als Sieger mit der Palme in der Hand zurückkommen.

Wenn es uns erlaubt wäre, diese Allegorie fortzusetzen, so würden wir sagen, daß unser Verfasser nicht alle die Unpartheylichkeit beweist, welche die Gesehe einem Hellenoditen auferlegten? Ihre Verwandten und ihre Freunde hatten keinen Vorzug vor den übrigen Griechen. Sollte aber nicht in der That unser Autor seine Lieblinge, deren Art zu denken mit der seinigen verwandt ist, zu sehr hervorgezogen, und die übrigen mit zu wenig Gerechtigkeit ausgeschlossen haben? Er beschließt endlich diese erste Sammlung mit Anmerkungen über das Ideal der Sprache, so wie dasselbe von den Briefen der N. lit. bestimmt wird.

1) In Ansehung der Bezeichnung einzelner unzusammenhängender Begriffe, hat jedes Zeitalter der Sprache seine ihm eigne Vollkommenheit die zugleich mit demselben verschwindet. Zuerst Armut und Stärke, so lange sie Sprache der Nothwendigkeit ist; dann Reichthum an Bildern und eine hochtönende Harmonie, wenn sie Sprache der Ode wird; dann Reichthum an Ausdrücken des gesitteten Umgangs, wenn sie Sprache der Gesellschaft wird; Reichthum an allgemeinen Ideen, und Armut an Bildern, wenn sie die Sprache der Bücher wird; endlich vollkommne und slavische Genauigkeit

nauigkeit der Bedeutungen; Mangel an Synonymen, und eine völlige Aufhebung aller Bilder, wenn sie die philosophische Sprache wird.

2) In Ansehung der Verbindung mehrerer Begriffe, giebt es eine doppelte Vollkommenheit, einmal daß der Zusammenhang der Ideen allemal aus der Stellung der Worte klar genug wird, zum andern, daß man diese Stellung hinlänglich abzuändern im Stande ist, um alle die verschiedenen Schattirungen in der Verbindung der Begriffe ausdrücken zu können.

Wir wollen nur blos noch zweyer Anmerkungen des Verfassers gedenken; die vielleicht noch einer Bestätigung bedürften.

1) Die feinen Partikel, deren Bestimmung so schwer, und deren Beytrag zu dem völligen Verstande der Rede so wichtig ist, — sind solche Partikel der griechischen Sprache häufiger in ihren ältesten oder in ihren jüngern Schriftstellern? Unser Verfasser behauptet das letzte und führet den Plutarch zum Beyspiel an. Aber in der That, wenn wir unsrer eignen beständigen Bemerkung trauen dürfen, so finden wir die Anzahl dieser Partikel, und die Feinheit ihrer Bedeutung, die die Sprachlehrer so leicht verführt, sie für ausfüllende (expletivas) zu halten, weit größer in ihren ersten klassischen Schriftstellern. Plato ist selbst unter den griechischen Grammatikern dafür bekannt, daß er die meisten hat. Und dieses ist auch eine Folge des Dialogen der in allen Sprachen mehr Partikel, als alle übrige

Schreibarten erfordert. Herodot hingegen mußte bey einer simplen Erzählung, die mit sehr wenig Reflexionen untermischt ist, und die also sehr einförmige Verbindungen der Perioden braucht, nothwendig weniger haben. Wenn man den Plutarch also mit ihm vergleichen will, so muß man ihn nur in seinen Lebensbeschreibungen, und zwar auch nur an den Orten, wo er nicht den Philosophen, sondern bloß den Geschichtschreiber vorstellt, vergleichen, und man wird alsdann beyde ziemlich gleich in der Absicht finden. Nun vergleiche man aber den Plutarch in seinen philosophischen Werken mit dem Plato in seinen Dialogen, und man wird finden, daß der erste nur die nothwendigen Ausfüllungswörter braucht, die die sichtbaren augenscheinlichen Verbindungen ausdrücken, kurz die in jeder andern Sprache durch ähnliche Partikel ausgedrückt werden können; der andere hingegen noch eine Menge anderer hinzusetzt, die die feinsten Schattirungen ausdrücken, und deren Bedeutung mehr empfunden als erklärt werden kann.

2) Ist für den Philosophen eine ausgestorbene Sprache die bequemste, und ist unter den jetzt todtten Sprachen die lateinische diejenige, die sich am ersten der Denkungsart und den Ideen eines philosophischen Geistes anschmiegt? Unser Autor behauptet beydes. Wir wollen ihm aber nur diese einzige Betrachtung vorlegen. Der Philosoph, der in einer todtten Sprache schreiben will, sucht entweder die Begriffe, die er mit den Worten; und die

Verz

Verbindungen der Begriffe, die er mit den Stellungen dieser Worte, verknüpfen will, in dem Sprachgebrauche desjenigen Zeitalters auf, da sie noch lebte; oder er nimmt nur diese Worte, und verbindet damit ganz neue willkührliche Bedeutungen. In dem ersten Falle ist er vielleicht allen den Unbequemlichkeiten ausgesetzt, die ihm das Unbestimmte und Veränderliche in dem Sprachgebrauch einer noch lebenden Sprache verursacht, ohne dieselbe leichtigkeit zu haben, diesen Sprachgebrauch richtig und gewiß genung ausfündig zu machen. In diesem Falle sind alle diejenigen Philosophen, die wirklich altlateinisch schreiben wollen. Sie werden fast immer an Genauigkeit und Richtigkeit unter denjenigen seyn, die in ihrer Muttersprache oder in einem verdorbenen Latein schreiben. Unser Autor scheint auch von diesen nicht zu reden. Es bleiben also nur diejenigen übrig, die den Worten einer alten Sprache Begriffe, die sie sich selbst gemacht haben, unterschoben, und so zu sagen die alte Sprache nur als eine Sammlung von Materialien behandeln, aus welchen sie eine neue Sprache schaffen. In der That ist in dieser Bildung niemand glücklicher als Baumgarten gewesen. Sollte er aber wirklich seine Philosophie in dieser Sprache, so zu sagen, erfunden haben, oder sollte er nicht, wie mehrere, seine Begriffe erst in seiner Muttersprache gedacht, und dann erst in die fremde übergetragen haben? Uns deucht, daß dieses sogar nothwendig ist, wenn man in einer todten Sprache ihre Worte und Ausdrücke nicht in ihrem alten Sprachgebrauche auffuchen will.

Wenn der Philosoph diesen Leitfaden nicht mehr hat, wodurch er auf wirklich richtige und brauchbare Unterschiede der Begriffe geführt wird, so verfällt er gemeinlich auf leere und nichtsbedeutende. Man kann beynah sicher annehmen, daß keine scholastische Philosophie existiret hätte, wenn damals die neuern Sprachen schon brauchbar oder hochgeschätzt genug gewesen wären, um darinnen zu schreiben. — Aber wenn es ja eine ausgestorbene Sprache seyn müßte, so wäre die Griechische, dünkt uns, die vorzüglichste unter allen. Reichthum und Mannichfaltigkeit in den Abänderungen ihrer Begriffe, Richtigkeit und Genauigkeit in ihren Bestimmungen, eine gewisse Feinheit und Subtilität in ihren Verbindungen, endlich eine weit größere Anzahl von Philosophen, die wir in dieser Sprache besitzen, und die daran gearbeitet haben, derselben die gehörige Bildung zu geben, alles dieses machet sie weit brauchbarer für den Weltweisen, als die lateinische, die selbst in ihrem besten Zeitalter niemals systematische Philosophen gehabt hat, die sich derselben bedient hätten — Wir sind in diesem Auszuge aus der ersten Sammlung weitläufiger gewesen, weil er eine Art von System enthält; welches im Zusammenhange vorgestellt werden mußte. Die zweyte Sammlung enthält mehr einzelne Bemerkungen und wir werden daher kürzer mit denselben verfahren.

Der Kunstrichter ist eigentlich nichts anders als ein Mann von Geschmack, der den Eindruck, den ein

ein Werk des Genies auf einen richtig empfindenden Geist machen muß, anzeigt, ihn auslegt, und seine Ursachen in der Beschaffenheit dieses Werkes aufsucht. Der Kunstrichter steht in einem dreysachen Verhältnisse, dessen Pflichten er zu erfüllen verbunden ist, gegen den Leser, dessen Wahl er leiten, dessen Urtheil er berichtigen, und dessen Geschmack er bilden soll; gegen den Autor, in dessen Denkungsart er sich versehen, und dem er als ein Freund und Rathgeber zur Seite gehen soll; endlich gegen das Publikum, dem er Unterhaltung, Bereicherung seiner Kenntnisse, Ausbreitung seiner Ideen, kurz so viel schuldig ist, als der Autor selbst. Unser Werk. beurtheilt die Briefe der Literatur nach diesen Gesichtspunkten. Wir übergehen dieses um ihm in einer andern Untersuchung zu folgen, die von größerm Umfange ist, ob die Nachahmung der orientalischen Poesie bey uns Deutschen möglich sey? 1) Die Natur der Morgenländer, z. E. der Hebräer, aus welcher sie die meisten ihrer charakterisirenden Gemälde hernahmen, ist nicht die unsrige. Occidentalische Gegenstände aber mit orientalischen Farben zu mahlen, wird abentheuerlich und abgeschmackt. 2) Ihre Nationalgeschichte ist uns zu unbekannt, sie geht nicht bis zu derjenigen Umständlichkeit, die allein den Dichter in den Stand setzt seine Ideen daraus zu schöpfen; ihr Nationalgeist ist nicht mehr der unsrige, und Begebenheiten, die sie mit dem größten Enthusiasmus erfüllten, sind für uns kalt und gleichgültig. 3) Wir haben nicht mehr ihre Nationalvorurtheile.

vorurtheile. Ihre Bilder die sie zu dem Ausdruck gewisser Ideen bestimmten, die zum Theil aus der Unrichtigkeit dieser Begriffe entstanden, und die zusammengenommen eine Art von morgenländischer Mythologie ausmachten, sind für uns unbrauchbar.

4) Der Geist ihrer Religion ist von dem Geiste der unsrigen sehr unterschieden. Jene war sinnlich und erhitze die Einbildungskraft, diese ist ganz moralisch und belehrt bloß den Verstand, um den Willen dadurch zu bewegen.

5) Endlich die Natur ihrer Sprache ist von der unsrigen unterschieden. Die ihrige, noch in ihrer ersten Einfachheit, zerstückt und unperiodisch, zeigt nur bloß das Bild an, ohne es auszumahlen, und geht unmittelbar zu einem neuen über; die unsrige verlangt eine gewisse Ausbildung, eine Ordnung und einen Zusammenhang unter den Bildern. — Klopstock ist der einzige, der uns ein wirkliches Originalwerk in orientalischem Geschmacke geliefert hat. Der Verfasser beschließt diese Abhandlung über die orientalische Dichtkunst, mit einer Unterredung zwischen einem Rabbi und einem Christen, worinn dieses große Werk beurtheilt wird. — Er geht nunmehr zu der griechischen Litteratur fort, und nach einer allgemeinen Beurtheilung des Grades, zu welchem wir Deutschen in der Kenntniß desselben gekommen sind, fängt er an unsere Originalwerke mit den griechischen zu vergleichen. Ohne diese Vergleichen, die beynähe keinen Auszug leiden, die im Ganzen gelesen, erwogen und geprüft werden müssen, wollen

wollen wir vielmehr einige Betrachtungen zu des Verfassers seinen hinzusetzen.

1) Das Wort *καλὸς ἀγαθὸς* nimmt ohne Zweifel in den verschiedenen Schriftstellern, und in den verschiedenen Verbindungen, ganz verschiedene Gränzen seiner Bedeutung an. Wir stimmen darinn mit dem Verfasser überein, daß man dieses Wort eben so wenig, als den Begriff, in den ältesten griechischen Schriftstellern findet. Aber dieses können wir ihm nicht zugeben, daß das Wort *ἀρετὴ* nichts wie Tapferkeit, und *ἀγαθὸς* und *καλὸς* nichts wie tapfer bedeutet hätte, *ἀρετὴ* heißt, in den ältesten Dichtern, so viel wie ein jeder Vorzug, es mag nun derselbe von einer vorzüglichen Stärke des Körpers, von tapfern Thaten, oder von großen Reichthümern herkommen. Man findet im Pindar eine Menge Stellen, wo *ἀρετὴ* nichts als der Ruhm, die Erhabenheit über andre anzeigt. Die Bedeutung von *ἀγαθὸς* und *καλὸς* sind in jedem Zeitalter von einander abgesondert gewesen, ob sie gleich in gewissen Absichten zusammenlaufen mußten, *ἀγαθὸς* heißt ursprünglich so viel als nützlich, und *καλὸς* so viel als schön: Jenes wird für alle gute Eigenschaften gebraucht, in so fern sie einen Einfluß auf andre haben; dieses, in so fern sie für die Person selbst schicklich, anständig und rühmlich sind. Man kann sehr leicht sehen, wie daraus der Begriff der Tapferkeit entstehen konnte. So lange als man keine andre, oder wenigstens keine größere Nutzbarkeit eines Menschen kannte, als diejenige, die darinnen besteht,

besteht, uns gegen die Angriffe anderer in Sicherheit zu stellen, so lange als man von keiner größern Würde wußte, als die in der Anzahl der erschlagenen Feinde besteht, so lange mußten nothwendig der tapfere Soldat in einem vorzüglichen Verstande diese beyden Namen bekommen. Als sich aber der Umfang dessen, was man für nützlich und für schön hielt, erweiterte, so bekam auch die Bedeutung dieser Worte eine größre Ausdehnung. Einen Menschen, der durch seine Geburt, durch seine Erziehung, durch seine Talente in den Stand gesetzt wurde, sich alle die Eigenschaften zu geben, die dem Menschen eine gewisse Würde ertheilen, und ihn zugleich zum Dienst seiner Mitbürger ausrüsten, einen solchen Menschen hieß man καλὸν καγαθόν, wenn er auch noch keine große Thaten ausgeführt hatte. Da nun aber zu einer educatione liberali auch die Kenntniß der Wissenschaften, der Geschmack in den Werken der Kunst, und die Geschicklichkeit in den Leibesübungen gehörte, so waren auch alles dieses Eigenschaften des καλὸς καγαθοῦ. Oft aber nahm man auch die Wirkung für die Ursache, und nannte den, der wirklich sich durch seine Tugenden oder durch seine Verdienste ums Vaterland hervorgethan hatte, mit diesem Namen. Man gieng noch weiter, und machte denselben bloß zu einer Bezeichnung des Standes. Die boni viri des Cicero kommen vollkommen mit diesen καλοῖς καγαθοῖς überein. Es waren dieses nicht bloß rechtschaffne Leute, wie man es oft sehr falsch übersetzt, sondern zugleich

Leute

leute von Stande, von Vermögen, von Ansehen in der Republik. In der ersten dieser Bedeutungen finden wir dieses Wort in dem Oeconomico des Xenophon, wo Sokrates den Ischomachus fragt, was es denn wäre, wodurch er sich den Namen κ. κ. den man ihm allenthalben beylegte, zugezogen hätte, — ἐπεὶ setzt er hinzu ἔκ ἐνδον διατρέβεις, ἔδς τοιαύτη γὰρ ἢ ἕξις τῆς σώματος καταφαίνεται. Man sieht also hieraus, daß man in diesen Begriff so gar die Beschaffenheit des Körpers, und den Anstand in den Bewegungen, mit hineinbrachte. In dem 2ten Verstande nennt Isocrates in seinem Evagoras den Conon und einige andre Generale der Athenienser κ. κ. Und in dem 3ten endlich, sagt Xenophon von den Persern, daß ihre καλοὶ κάγαθοί nach des Cyrus Zeiten sich nie anders als zu Pferde hätten öffentlich sehen lassen. Man sieht also sowohl den weiten Umfang, als das Unbestimmte dieses Worts, und in wiefern der Recensent in den L. B. Recht haben kann, wenn er es durch einen hübschen guten Mann übersetzt, wofern dieses der richtige Ausdruck für der Engländer ihr fine Gentleman ist.

2) Die Abhandlung des Verfassers von der Entstehung und der Natur der Dithyramben, ist sehr gründlich, voller richtiger Bemerkungen über den Unterschied des ersten griechischen Zeitalters und des unsrigen. Die Beurtheilung unsers deutschen Dithyrambisten scheint sehr unpartheylich. In der That aber dürfen wir es wohl so sehr bedauern, daß wir zu nüchtern und zu weise sind, um mit den Mä-

naden der Griechen, um den Wagen ihres Königs Iphäus rasen zu können? Die Vergleichung der Gleimschen Grenadierslieder mit dem Tyräus, und der Gerstenbergischen Ländeleyen mit dem Alciphron ist unsrer Empfindung vollkommen gemäß. — Aber Gessner, dieser allen unsern Nachbarn unnachahmliche Dichter, sollten wir ihn wirklich so tief unter den Theokrit herab setzen lassen? Theokrit kopirte die Schäfer seiner Zeit, seine Idyllen sind wirkliche Bildnisse, man sagt so gar, daß man noch in den heutigen Hirten jener Gegenden die Aehnlichkeit derselbigen erkennen könne. Gessner schafft seine Schäfer, er giebt ihnen außer den Leidenschaften und der Naivität, die sie wirklich besitzen, auch noch Unschuld und Glückseligkeit, die vielleicht nirgends anzutreffen ist. Sollten aber dadurch die Charaktere seiner Schäfer einförmiger und unbestimmter geworden seyn, oder sollte die Unannehmlichkeit der Armuth, das Niedrige der Sklaverey, und das Schändliche verkehrter und lasterhafter Neigungen nothwendig seyn, um das Gemälde ländlicher Beschäftigungen und Empfindungen zu beleben? Wir lieben den Theokrit; aber wir verehren den Gessner.

Wir dürfen diesen langen Auszug, aus einem Buche, welches wirklich für unsre Litteratur noch wichtig werden kann, nicht beschließen, ohne noch einige Gedanken über die Sprachen hinzuzufügen, die die seinigen in uns hervorgebracht haben.

Folgende Fragen sollen uns den Leitfaden geben, an welchen sich dieselben halten sollen. 1) Ist die
von

von dem Verfasser uns vorgelegte Geschichte von den Revolutionen der Sprache allgemein? 2) Sind Inversionen und Idiotismen allemal um so viel mehr in einer Sprache, je älter und ihrem Ursprunge näher sie ist? 3) Wie weit kann die Aufhebung und Bestimmung der Synonymen den poetischen Reichtum verkleinern?

1) Alle Sprachen sind entweder ursprünglich, die zugleich mit der Entstehung der Nation von der sie geredet wurden, entstanden, und also durch alle Reihn der Veränderungen, die die Nation selbst erfuhr, hindurchgiengen und daran Antheil nahmen; oder es sind abgeleitete, die schon völlig gebildet, einer ebenfalls schon formirten Nation übergeben wurden, ihre alte Sprache verdrängten, oder sich dergestalt mit derselben vermischten, daß die neue weder das Genie der einen noch der andern mehr beybehielt. Es ist offenbar, daß die Abwechselungen einer Sprache, die mit der ersten Wildheit abgebrochener Töne und einzelner Schreye anfängt, wenn es anders dergleichen gegeben, und bis zu der völligen Politesse eines Redners herabsteigt, nur auf die erste Art der Sprachen angewandt werden könne. Wenn wir diese Theorie mit den wirklichen Sprachen vergleichen, so finden wir die einzige Griechische, die sich nach derselben bequemt. Die mächtigen und hohen Töne der Pindarischen Ode, der sanfte und stille Fluß des Xenophontischen Dialogs, die gesetztere Schönheit des Isokratischen Perioden, endlich die Subtilität des Aristoteles und der Stoiker folgen

gen hier in einer gewissen Ordnung auf einander. Und doch, wer sollte nicht, wenn er ohne Rücksicht auf die Nachrichten der Geschichte, sich dieselbe blos aus den Grundsätzen unsers Verfassers bilden wollte, wer sollte nicht glauben, daß sich der wilde und feurige Geist der Ode weit zeitiger, als der heroische gesetzte und sich immer gleiche Gang der epischen Erzählung aus der Sprache würde entwickelt haben? Wer würde nicht dem Pindar weit vor dem Homer seinen Platz anweisen? Er hat alle Kennzeichen eines ältern Dichters und einer noch weniger gebildeten Sprache, eine weit größere Regellosgigkeit in der Verbindung, weit mehr Freyheit in der Verfertigung neuer Synonymen, deren Bedeutung nichts weniger als bestimmt ist, weit mehr Aehnlichkeit mit der allerersten Sprache der Empfindung. Und doch gieng Pindar sehr kurze Zeit vor der philosophischen Epoche her. Ja, nachdem der ganze Kreislauf der Perioden der Sprache schon scheint geendigt zu seyn, als nicht nur Geschichtschreiber, Philosophen, Redner, sondern auch Kunstrichter und Grammatiker da sind, da man schon die Worte definiret, und die Sprache beynah alle ihre Fesseln trägt, sehn wir an dem Hofe eines Königes, an welchem man diese Arbeiten der Philosophen sehr wohl kannte, zween Dichter aufstehn, die das Gepräge des Alterthums, und nicht nur die Simplicität und die Freyheit, sondern auch eine gewisse Rauhgigkeit des ersten Zeitalters wieder erneuren. Wenn wir auch den Apollonius von Rhodus wegen des Zwanges und der Kunst, die seine Schreibart dem Leser oft so schwer macht,

aus dieser Anzahl austreichen wollen, so sind doch Callimachus und Theokrit wahre Antiquen. — Man würde dieses Phänomen vielleicht in keiner andern als in der griechischen Sprache erklären können. Dieses wird uns zugleich zeigen, ob es nicht noch eine größere Vollkommenheit einer Sprache, als diejenige Behaglichkeit giebt, in welcher sie zu beyden Seiten der poetischen und der philosophischen Sprache ausweichen kann. — Wenn ein Volk zu der Zeit, als sich ihre Prose von der Poesie trennt, das Andenken des alten Zustandes und Charakters der Nation zugleich mit den Worten und Ausdrücken, in welchen derselbe gleichsam eingedrückt war, erhält und fortpflanzt; wenn bey dem beständigen Fortgange und der Veränderung der Sprache, dennoch die alte und ursprüngliche, die in den ersten Originalwerken befindlich ist, zugleich mit beygehalten und gelernt wird; wenn endlich eine Sprache so zu sagen, zwey in sich vereinigt, die eine, die durch den Zustand, das Klima, die Verfassung, die Denkungsart des gegenwärtigen Zeitalters der Nation bestimmt wird, die andre, die sich auf ihren alten und ursprünglichen Zustand bezog; wenn sich auf diese Art die poetische Sprache durch alle Zeitalter hindurch von der Prose unterscheidet, und neben derselben fortdauret, so, deucht uns, ist dieses die größte Vollkommenheit, deren eine Sprache fähig ist, die ihr aber, wenn sie ihr der Zufall versagt hat, durch Kunst nicht gegeben werden kann. Diese Vollkommenheit scheint uns die Griechische zu besitzen. Von den Zeiten des Homers an mochte die Sprache einen Gang nehmen,

welchen sie wollte, die Sprache des Homers konnte niemals vergessen werden. Die Rhapsodisten erstlich, die, von eben der Muse, wie der Dichter, begeistert, seine Werke in einem gleichen Enthusiasmus absangen, dann die Sophisten und die Weltweisen, die, wie Protagoras beym Plato sagt, das Verstehen und Erklären der alten Dichter für den größten Theil ihrer Weisheit und des Unterrichts hielten, den sie zu geben sich anheischig machten, endlich die Grammatiker, die daraus eine eigne Kunst machten, erhielten die poetische alte Sprache, mitten unter den Revolutionen der neuen. Wir finden daher die Dichter der Griechen in den neuern Zeiten, in Ansehung der Sprache, den alten weit ähnlicher, als ihre neue Prosaischen den alten. Die Dichtkunst hatte bey den Griechen ihre eigne Worte, ihre eigne Redensarten, ihre eigne Inversionen. Man darf es versuchen und einen jungen Menschen mit den griechischen Dichtern allein bekannt machen; er wird nicht im Stande seyn den leichtesten prosaischen Schriftsteller zu verstehen. Wenn also eine Nation in ihrem poetischen Zeitalter, wirklich außerordentliche Genies hat, wenn sie so glücklich ist dieselben zu erhalten, wenn sie endlich die gehörige Hochachtung für sie immer unterhält, so wird in denselben die Grundlage zu der dichterischen Sprache aller folgenden Zeitalter liegen; die alsdann, wenn die Sprache durch die gewöhnlichen Veränderungen fortschreitet, sich von derselben absondert, und eine eigne dichterische Sprache bilden wird.

Wenn wir aber die lateinische ansehen, die so, wie die Römer selbst, von den Griechen abstammte, und, wie Dionysius von Halikarnas setzt, weder ganz griechisch noch ganz barbarisch war, sondern das Mittel zwischen beyden hielt, und dem äolischen Dialekt am nächsten kam; so fällt hier das poetische Zeitalter völlig weg. Die Lateiner kannten zu des Cicero Zeiten keine ältern Gedichte, als des Livius, Pacuvius, Naevius und Ennius seine. Alles was vorhergegangen, war entweder zu wenig gekannt, oder der Sprache wegen unbekannt worden. Cicero erzählt in seinem Brutus oder in den Dialogen von den berühmten Rednern, daß Cato in seinen Originibus alter Gesänge gedente, die schon viele Jahrhunderte vor ihm bey den Gastmählern wären gesungen worden; und Ennius erwähnt alter Gedichte, die er aber nicht sehr vortheilhaft charakterisirt:

quos olim Fauni vatesque canebant,

Cum neque Musarum scopulos quisquam superat,

nec dicti studiosus erat.

Uns deucht, daß wenn eine schon etwas gebildete Sprache unter eine noch rohe Nation kommt, eben diese Mischelligkeit der Denkungsart und der Sprache die Hervorbringung großer und bleibender Werke verhindere, bis endlich nach einer langen Zeit die fremde aufgenommene Sprache das Bürgerrecht erhält, und den Charakter, die Denkungsart der Nation annimmt. Aber ehe diese Epoche erscheint, ist die

die Nation selbst vorgerückt, und ihrer völligen Ausbildung näher gekommen. Daher entstehen gemeinlich, unter einem solchen Volke, die Dichter nicht eher, als die Redner oder die Philosophen. Unter den Römern war M. Cornelius Cethegus der erste ihrer Redner, zu eben der Zeit, als Ennius der erste ihrer Dichter war, mit ihm zugleich war Cato Censor ihr Litterator, Lælius ihr Philosoph. Die neuern Sprachen, welche Abkömmlinge der römischen sind, scheinen diese Anmerkung zu bestätigen. Unter den rauhen und barbarischen Völkern, denen die Sprache der Römer, so wie ihr Reich und ihre Schätze, zur Verwüstung überlassen wurden, hatte die Sprache nur zu arbeiten, sich an die Sitten und die Ideen so wenig gesitteter Nationen anzuschmiegen. Ehe beyde mit einander in das gehörige Verhältniß kamen, ehe sich die römische Sprache in die verschiednen, die sie hervorbrachte, ausbildete, bis dahin war die Nation selbst schon von der Stufe der wilden Simplicität herunter, und wir finden also ihre Dichter, ihre Gelehrten und ihre Weisen auf einmal entstehen. Die deutsche Sprache, unerachtet sie keine dieser gewaltigen Revolutionen erfahren hat, ist demunerachtet so sehr von ihrer alten und ursprünglichen unterschieden, daß sie eine völlig neue Sprache scheint. Niemals war das späteste Griechisch eines Plutarchs oder Lucians von dem Griechischen des Homer so gewaltig entfernt. — Was für ein angenehmes Geschenk würde uns der Verfasser machen, wenn er seine Geschichte der Sprachen, die iso auf keine unsrer neuen anzuwenden ist,

mit einem Zusatze bereicherte, zu welchem ihn seine Gelehrsamkeit und sein Observationsgeist so sehr in den Stand setzt. Welches sind die Abwechslungen einer abgeleiteten Sprache, und wie weit kann dieselbe einer ursprünglichen gleich gemacht werden? Da diese erste Materie schon etwas zu fruchtbar gewesen ist, so wollen wir uns in Ansehung der übrigen einschränken. 2) Sind Idiotismen und Inversionen um so viel häufiger, je älter die Sprache ist? Wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, die der geschwindste und leichteste Weg der Entscheidung ist, so finden wir, unserm Bedünken nach, in den ältesten griechischen Dichtern die allerwenigsten. Ihre Constructionen sind so natürlich und so leicht, daß man die wahre Bedeutung jedes Worts nur zu wissen braucht, um die ganze Rede zu verstehen. Wenn wir ihn mit einem weit spätern Dichter in derselben Gattung der Dichtkunst, dem Apollonius von Rhodus, vergleichen, so finden wir in diesem die Ordnung der Worte weit seltsamer, weit veränderter, die Construction weit willkührlicher. Wir würden die tragischen Dichter angeführt haben, die, in einem ebenfalls weit spätern Zeitalter, weit mehr Idiotismen und Inversionen haben als Homer, wenn nicht hier die Verschiedenheit der Gattung den Schluß daraus weniger bündig machte. Gehn wir zu den Prosaischen, so finden wir im Herodot weniger Inversionen als im Plato, im Plato und Xenophon weniger als im Demosthenes. Ohne die Reflexion des Verfassers würden wir also die Frage mit Nein beantworten.

Wir zweifeln, ob eine solche Kindheit der Sprache, als der Verf. auf der 28 und 29sten S. beschreibt, jemals existirt habe. Denn, die Wahrheit zu gestehen, scheint sie uns, eben so wohl als der so genannte Status naturalis, zu den philosophischen Romanen zu gehören: denn, wenn jemals eine Zeit gewesen wäre, da man nicht gesprochen, sondern getönet, so würde man immerfort getönet und niemals gesprochen haben. Gesezt aber, es sey also, so wäre die Frage, ob man nicht unsre Beobachtung aus der Natur der Sache sich auch so erklären könnte.

Die Menschen in dem Stande, den Rousseau so reizend beschreibt, drückten ihre Empfindungen, wahrscheinlicher Weise, wie die Thiere, durch einzelne Schreie aus. Diese Empfindungen waren anfangs bloß das Gefühl des Schmerzens und des Vergnügens. Nachher waren es alle Eindrücke, die die sinnlichen Dinge auf ihre Werkzeuge machten. Wenn sie für dieselben nun gewisse besondere Töne erfunden haben, so werden sie diese Töne in der Ordnung, in welcher die Theile der Empfindung auf einander folgen, hören lassen. Diese Ordnung wird immer dieselbe seyn, weil körperliche Dinge auf die Sinne größtentheils einen gleichen Eindruck in einer gleichen Ordnung machen. Je sinnlicher also noch eine Nation ist, je simpler wird die Zusammensetzung ihrer Worte seyn, weil dieselbe sich lediglich nach dem Gange der Empfindung richtet, der beständig einförmig ist. Leidenschaften, Interesse und Begierde einen Theil der Empfindung zuerst in der
Seele

Seele des andern zu erwecken, wird freylich machen, daß dieses Wort zuerst ausgesprochen wird. Aber dieses wird deswegen der Sprache keine neue Construction geben, als welche von der gewöhnlichen und ordentlichen Art, eine ganze Reihhe seiner Ideen auszudrücken, herrühret. Diese gewaltthätige Veränderungen der Construction werden wir noch alle Tage in unsrer so sehr grammatischen Sprache machen, wenn wir durch eine Leidenschaft getrieben werden. Auf was Art scheinen also die Inversionen in der Construction der Sprache aufgekommen zu seyn? Uns deucht, daß sie mehr ein Werk der Kunst als der Natur sind, und daß sie um destomehr überhand nehmen, je weniger man das bloße Verstandenseyn, sondern auch das Gefallen, zur Absicht hatte.

3) Synonymen sind entweder solche, die blos von einerley Begriffe verschiedne Zeichen geben, oder solche, die einerley Hauptbegriff mit verschiednen Abänderungen und Zusätzen der Bedeutung ausdrücken. Die ersten können von dem Dichter höchstens nur zur Harmonie gebraucht werden; die andern aber sind eigentlich die Farben, durch die er malt, indem sie das Bild der Sache mehr individualisiren, und es geschwinder in der Seele des Lesers erwecken, als es durch hinzugesetzte Beywörter geschehen könnte. Diese Bilder aber entstehen in der Seele des Lesers nicht eher, als bis er mit der Synonyme den Begriff sammt seiner Schattirung richtig verbindet. Der Weltweise, der die Sprache durch Erklärungen zu bestimmen sucht, wird also Synonymen von die-

fer

fer Art nicht aufheben, er wird nur die Abänderung auffuchen, die die Hauptidee in den verschiedenen Synonymen bekömmt, und diese Abänderung, mit dem Hauptbegriff zusammen, wird seine Definition ausmachen. Je bekannter und bestimmter nun die Nebenbilder sind, die die verschiedenen Synonymen erregen sollen, desto geschwinder werden sie in der Seele des Lesers entstehen, destomehr hat der Dichter seinen Zweck erreicht. Die Richtigkeit einer Sprache also, in so fern sie durch vernünftige Weltweise bestimmt wird, kann nur dazu dienen, das Weitschweifige und Unbestimmte des Bildes, das in der Seele bey einem gewissen Worte übrig bleibt, aufzuheben, und ihm den Gesichtspunkt anzuweisen, in welchem der Dichter oder der Redner ihm diese Sache zeigen will. Wenn die 300 Worte, die die Araber für den Löwen haben, nichts weiter als den Löwen überhaupt ausdrückten, so würden wir das Volk für unglücklich halten, das sein Gedächtniß mit 300 Zeichen eines einzigen Begriffs anfüllen müßte. Aber sie drücken die verschiedenen Zustände des Löwen aus, und der Dichter hat nunmehr den Vortheil durch ein einziges Wort den Begriff zu erwecken, der in einer andern Sprache, erst durch die Hinzufügung vieler Beywörter oder Umschreibungen, und doch vielleicht nur unrichtig hervorgebracht wird. Sollte aber der Philosoph, der den Zustand des Löwen, der für jedes dieser 300 Worte gehört, nach der Naturgeschichte bestimmte, den Reichthum des poetischen Ausdrucks vermindern, und die Vortheile der Synonymen aufheben? Sollte es also nicht Fälle geben, wo die

philo.

philosophische Genauigkeit sich mit der dichterischen Freiheit vertrüge, oder sollte ein Gemälde etwas von seiner Schönheit verlieren, wenn die Formen nicht mehr in einander fließen, und die Umrisse deutlich und genau ins Auge fallen?

Wir müssen nur noch eine kleine Anmerkung über dasjenige hinzusetzen, was der Hr. Verfasser auf der 32sten S. sagt: „Je eingezogener und politischer die Sitten werden, je weniger die Leidenschaften in der Welt wirken, desto mehr verlieret sie an Gegenständen.“ Sollte das letztere wohl wahr seyn? oder wenigstens richtig genug ausgedrückt seyn? Dem Anscheine nach sollte man das Gegentheil glauben. Man vergleiche ein wildes Volk, das sich mit der Jagd oder der Fischeren beschäftigt, und die übrige Zeit in einem trägen Müßiggange zubringt, mit einem gesitteten Volke, wo die Verbindungen und Geschäfte so mannigfaltig, wo die Bedürfnisse so zahlreich, wo die Absichten so verwickelt und einander oft so gerade entgegengesetzt sind, wo man Künste und Wissenschaften kennet, sollten da der Gegenstände weniger werden, oder die Leidenschaften nicht unter einem solchen Volke, wo nicht heftiger, doch öfterer und auf eine weit weniger einförmige Weise wirken? Wir wollen zum Beschluß die Stelle beifügen, wie sich D. Blair in seiner von uns angezeigten kritischen Abhandlung über den Ossian eben diese Sache vorgestellt. In the Progress of society, the genius and Manners of men undergo a change more favorable to accuracy than

than to sprightliness and sublimity. As the World advances, the Understanding gains ground upon the imagination; the Understanding is more exercised: the imagination, less. Fewer objects occur that are new or surprizing. Men apply themselves to trace the causes of things; they correct and refine one another, they subduce or disguise their passions; they form their exterior manners upon one uniform Standard of politeness and civility. Humane nature is pruned according to method and rule. Language advances from sterility to copiousness, and at the same time from fervour and enthusiasm, to correctness and precision. Style becomes more chaste, but less animated. The progress of the World in this respect resembles the progress of age in man. The powers of imagination are most vigorous and predominant in youth; those of understanding ripen more slowly, and often attain not their maturity, till the imagination begin to flag. Hence Poetry, which is the Child of imagination is frequently most glowing and animated in the first ages of Society.



III.

Des Herrn Justizrath Ludwig von Hefß
satyrische Schriften herausgegeben durch
S . . . Hamburg 1767. 1 Alph. 6 Bo-
gen in 8vo.

Unter diesem Titel sind zusammengedruckt:

1. Juno abortans, eine Satyre.
2. Crater Helena, eine Satyre.
3. Freundschaftlicher Rath an eine Braut und
einen Bräutigam.
4. Freundschaftlicher Rath an einen Vater.
5. Der Republikaner, und
6. Betrachtungen über das XI. Stück von des
Herrn von Justi sogenannten neuen Wahr-
heiten zum Vortheile der Naturkunde von der
neueren Staatsverfassung von Schweden.

Schriften von sehr verschiednem Inhalte und Werthe
und die man, wir wissen nicht warum, mit der Be-
nennung von Satyren belegt hat. Nur die beyden
erstern und schlechtesten Stücke haben etwas satyren-
ähnliches an sich; die übrigen sind durchgehends
moralisch und politisch, und bedürfen der Empfeh-
lung eines verführenden falschen Titels, oder auch
andrer Empfehlungen nur alsdann, wenn ihnen der
Name des Herrn von Hefß, der sie öffentlich für
seine Arbeit erkannt hat, nicht schon längst eine hin-
reichende und bessere Empfehlung gewesen wäre.
Hat etwan der Herausgeber S . . . an den Ver-
diensten

biensten des Herrn Justizraths gezeifelt, und darum jenen Buchhändlerknif für nöthig gefunden? Oder sollte er vielleicht gar die hämische und neidische Absicht gehabt haben, den durch verschiedne niedersächsische Zeitungen auf allen Blättern so wohl bestätigten Ruhm des Hochverdienten und Hochberühmten Herrn Justizraths, durch Andichtung schlechter und fremder Arbeiten zu verdunkeln? Letzteres kommt uns sehr wahrscheinlich vor, weil die goldnen und silbernen Medaillen, die verschiedne große Herren dem Hrn. von Heß, laut jener Zeitungen übersandt, und die Lobsprüche, welche sie ihm in ihren daselbst eingerückten Briefen ertheilen, öffentliche Zeugnisse seiner ausnehmenden Verdienste sind, und weil die Juno abortans und der Crater Helena, theils so schlecht, theils so abgefaßt sind, daß man sie unmöglich mit jenen Verdiensten reimen und dem Herrn von Heß zuschreiben darf. Wir wollen sie, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, etwas näher beleuchten.

Nachdem der Erfinder der Juno abortans, nach der ruhmräthigen Weise kleiner Akademisten weit ausgeholet, und sich über seine angeblich gemachte neue Entdeckung, durch den Wind Kinder abzutreiben, wüthig genug gefreuet, so tritt er S. 19. mit derselben näher hervor und sagt:

„Es ist eine durch die beständige Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß die viehischen Insecten mit dem Ostwinde ankommen, und von dem Westwinde zurückgetrieben werden. Da nun die menschlichen

„Insecten oder Saamenthierchen, von dem Westwinde zu uns gebracht werden, so folgt daraus, daß der gegenseitige Ostwind auch eine gegenseitige Wirkung thun, und sie, diese Saamenthierchen, abführen könne.“ Dieses wird syllogistisch bewiesen; weil aber S. 22. „das Frauenzimmer lieber dem Berufe der Sinne folgt, als dem Unterrichte des Verstandes Gehör giebt,“ — so entschließt sich der Verfasser S. 24. „einen Professor der Experimentalphysik abzugeben,“ und die abtreibende Kraft des Ostwindes sowohl an einem wirklich geschwängerten, als an einem durch den Westwind befruchteten unverheyrahteten Frauenzimmer zu probiren. *Fiunt experimenta in vili corpore.* Ein Cammermädchen wird unter andern dazu ausersesehen: Die im Westwinde schwimmenden Saamenthierchen werden durch eine cylindrisch catoptrische rotundo-concavo-convexe Maschine (S. 31.) gefangen und herbeygeschafft; und alles übrige geht nach Wunsch. Der Ostwind bläst auf die Patienten, und die Jungfernkinder liegen da. Ein König (S. 39.) kann nicht so vergnügt seyn, nachdem seine Gemahlinn von einem wohlgestalteten Erbprinzen, dem die Weisheit schon aus den Augen leuchtet, entbunden worden ist, als es der Erfinder war.

In dem Crater *Helena* macht sich derselbe dem hülfbedürftigen *Pablico* weiter bekannt, und damit das Frauenzimmer kein Bedenken tragen möge, sich ihm anzuvertrauen, so beschreibt er sich S. 55. als

ungemein häßlich, und zeigt sich in seiner natürlichen Blöße; wobey er jedoch seinen durchdringenden Verstand und S. 57. denjenigen Theil des Körpers besonders herausstreicht, mit welchen er denen Jungfern zu Hülfe kommen soll. Es ist dieses seine Hand. Seine auf der 58 und 59sten S. beschriebne windige Geburt, wie auch die S. 61. und 62. angeführten Abenteuer, die ihm als einem Knaben begegneten, führt er als deutliche und überzeugende Beweise an, daß er mit dem Elemente des Windes wohl umzugehen, und Wunder damit zu thun bestimmt sey u. s. f. Dieses wollen wir, weil ers verlangt, glauben, und unsre Leser nunmehr urtheilen lassen, ob sie die ganze Fiction von der künstlichen Abtreibung der Jungfernkinder für einen würdigen Gegenstand der Satyre erkennen wollen. Wir zweifeln daran und würden es dem Verfasser dieser Satyren gern gönnen, den Werth derselben bloß in der Manier seines Vortrages gesucht zu haben, wenn solcher nur nicht übermäßig muthwillig, hin und wieder auf eine beleidigende Art schmutzig und zweydeutig, und von Zeit und Zeit auf eine ganz sonderbare und oft unverständliche Art wichtig wäre. Es giebt nämlich der Verfasser auf der 49 und 72sten S. deutlich zu verstehen, daß der Mißbrauch der mathematischen Lehrart und das Notenmachen der eigentliche Gegenstand seiner Geißel sey. Aber hatte er nicht Rabnern und andre hierinn längst zu Vorgängern gehabt? Hätte ihm deren Beispiel nicht lehren können, daß der Satyr, wenn er einen pedantischen hochgelehrten Ton annimmt, nicht bloß den Ton, sondern

bern auch zugleich andre lächerliche gelehrte Lieblings-
thorheiten züchtige?

Martin Scriblers Abhandlung von der Vortrefflichkeit der Glückwünschungs schreiben nach dem neuesten Geschmack, hätte allein ein Muster für ihn seyn können, wenn seine Feder mit aller Gewalt an der gelehrten Methode zum Ritter werden wollte; alsdann wäre er auch gewiß züchtiger in seinen Ausdrücken geblieben.

Wir ersparen den Lesern die Schaamröthe sie in unsern Auszügen zu lesen. Von dem Witz des Verfassers müssen wir jedoch ein paar ganz kleine Proben anführen. Er wollte seine Abhandlung bald dem Urtheile seiner Freunde, bald seiner Feinde unterwerfen. „Jene dachte ich, sagt er S. 4., sind „nicht neidisch, und diese werden dir nicht schmei- „cheln: und wenn du noch sichrer zu Werke gehst „willst, so darfst du nur beyder Meinungen addiren, „und die Summe mit 2 dividiren; du wirst auf „solche Art das Facit herausbringen, auf welches du „in Ansehung des Publici sicher Staat machen „kannst.“ Auf der 17 S. wird sein Witz so mun- ter, es sind seine eignen Worte, daß er sich auf ein- mal klüger zu seyn dünkt als der Hr. von Hagedorn. Die Ursach mag man aus einer sehr dunkeln Note errathen. S. 48. drohet er mit einer Vergleichung zwischen dem unsterblichen Gottsched und dem unvergeßlichen Philippi; und S. 72. hat er es aber- mal auf eine recht ungebärdige Art mit ihm zu thun. So schwärmen um einen todten Löwen, den

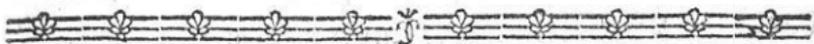
ein gewaltiger Jäger erlegt, die elendesten Schmeisfliegen, und so versammelten sich in einem alten jüdischen Dorfe die muthwilligen Gassenjungen um einen kahlköpfigen Propheten, als sich aller Scribenten, Magister und elender Wislinge Schaar, seit einer gewissen Zeit an einem Manne zu Ritzern haben schreiben und schimpfen wollen, den die Nachwelt noch nennen, ja vielleicht noch aus einem gewissen Gesichtspunkte ehren wird, wenn sie mit alle ihrem Wiße längst werden vergessen seyn.

Es fehlet dem Verfasser sonst nicht an einer gewissen muntern Laune; diese aber macht ihm, da er sich über die Regeln der guten Satyre, der Sitten, des Wohlstandes, wegsetzt, noch lange zu keinen Satyrenschreiber — zum Lustigmacher macht sie ihn und zu einem unglücklichen Nachahmer Rabners — zu weiter nichts.

Was uns am mehresten in der Meynung bestärkt, daß die Juno abortans und der Crater Helena dem Herrn von Hefß nicht zugehören, ist dieses, daß in ebenerwähnten beyden Stücken, der dem Herrn Justizrath eigenthümliche Styl auf einer lächerlichen Seite geschildert wird. Man kann sich aus seinen Noten zum Antimachiavell und aus denen übrigen in dieser Sammlung befindlichen schönen Abhandlungen davon überzeugen. Verse, lateinisch und deutsch, aller Orten eingerückt, wo sich nur eine Gelegenheit dazu fand; Noten voller Gelehrsamkeit, wo oftmals der Text deutlich genug war, und ein unermüdetes Wiß — dies ist das eigenthümliche von

von des Hrn. Justizraths Style, und bey der Schönheit und Wahrheit der Sachen, die er besonders in dem Republikaner und in der gegen den Hrn. von Justi gerichteten Abhandlung vorträget, eine sehr leicht zu verzeihende Unvollkommenheit, wenn man es ja eine Unvollkommenheit nennen will. Unsern Deutschen kann man die Freyheit und die Liebe zum Vaterlande nicht genug predigen. Wir empfehlen ihnen daher die ebenerwähnten Abhandlungen bestens, und wünschen herzlich, daß ein jeder wie der Hr. Justizrath die Freyheit schätzen und sein Vaterland lieben und vertheidigen möge.

R.



IV.

Fortsetzung der Grundsätze der Kritik, aus dem Englischen von Heinrich Home. Dritter Theil. In der Dycfischen Handlung 1766. (489 S.)

Ein und zwanzigstes Kapitel. Von der Erzählung und Beschreibung. Der Verfasser theilt dies Kapitel in zween Theile, und handelt im ersten von Gedanken, im zweyten von Worten. In einer Geschichte müssen die Betrachtungen mäßig und gründlich seyn: denn so lange die Seele der Wahrheit nachgeht, ist sie zu den Beschäftigungen der Einbildungskraft wenig aufgelegt; 2) ist dem epischen Dichter ein bescheidner Anfang zu empfehlen.

Rühne Gedanken und Figuren gefallen niemals, wenn nicht die Seele schon erhitzt und ganz in das Interesse gezogen ist, welches niemals der Fall des Lesers beym Anfange ist. 3) Wo bloße Belustigung, nicht Unterricht, die Absicht des Subjekts ist, so muß eine Sache so beschrieben werden, wie sie uns erscheint, nicht wie sie wirklich ist. 4) Müssen in der Erzählung so wohl, als in der Beschreibung, die Gegenstände so richtig abgemalt werden, daß der Leser deutliche und lebhaftere Bilder davon bekommt. Jeder unnütze Umstand muß in der That verworfen werden, weil jeder solche Umstand die Erzählung nur belästigt: ist er aber nothwendig, er mag noch so gering seyn, so muß er sorgfältig beschrieben werden. — Was die Worte anbetriefft, so ist es 1) nicht genug, daß der Sinn deutlich ausgedrückt werde: die Worte müssen mit dem Subjekt in jedem Umstande zusammen stimmen. Ein erhabnes Subjekt erfordert einen erhabnen Stil: was gemein ist, muß gemein ausgedrückt werden: ein Subjekt, das ernsthaft und wichtig ist, muß in simpeln und nervigten Ausdruck gekleidet werden: eine Beschreibung hingegen, die an die Einbildungskraft gerichtet ist, nimmt die höchsten Verzierungen an, die ein figurlicher Ausdruck und tönende Worte ihm mittheilen können. 2) Ein Vorfall macht einen weit stärkern Eindruck auf einen Augenzeugen, als auf dieselbe Person, wenn sie ihn erst von einer dritten erfährt. Scribenten von Genie also, welche wissen, daß das der beste Zugang zum Herzen ist, stellen jedes Ding so vor, als ob es vor unsern Augen vorgienge. —

Zwey und zwanzigstes Kapitel. Die Tragödie und das epische Gedicht sind im Wesentlichen sehr wenig verschieden: in beyden hat der Dichter denselben Endzweck zu unterrichten und zu ergözen, in beyden braucht er dasselbe Mittel, die Nachahmung menschlicher Handlungen. Nur in der Art der Nachahmung sind sie verschieden: die epische Poesie erzählt, die Tragödie stellt ihre Begebenheiten so dar, wie sie vor unsern Augen vorgehn: in der erstern erscheint der Poet selbst als Geschichtschreiber, in der letztern stellt er uns die handelnde Personen auf, und zeigt sich nie selbst. — In Ansehung der verschiedenen Wirkungen, die der Verf. erklärt, giebt er nach dem Aristoteles den Dichtern bey dem epischen Gedichte den Rath, jede Gelegenheit zu ergreifen, seine Personen selbst aufzuführen, indem er den erzählenden Theil so kurz machet als möglich ist, und erklärt aus dem Grunde, warum uns des Lukans Pharsalien weniger gefallen. Er suchet den Unterschied der Werke so wohl für die epische, als dramatische Dichtkunst nach den verschiedenen Absichten zu bestimmen. Ein episches oder dramatisches Werk, dessen Absicht blos ist, Leidenschaften zu erregen, und Gemälde von Tugenden und Lastern zu geben, nennet er pathetisch. Wo aber die Absicht ist, eine gewisse moralische Wahrheit ins Licht zu setzen, indem sie die natürlichen Verbindungen zwischen unordentlichen Leidenschaften und äußerlichen Unglücksfällen zeigt, nennet er moralisch. Der Verfasser schreibt beyden Arten große Wirkungen zu. Wir müssen zur Ehre des Theaters folgende Stelle ab-

schreiben: „Was mich betrifft, sagt er, so kann ich mir keine Belustigung vorstellen, die einem vernünftigen Wesen angemessener sey, als ein Werk, das eine moralische Wahrheit in ein so schönes Licht stellt, wo verschiedene Personen von verschiedenen Charakteren in eine wichtige Handlung verwickelt sind, indem einige die große Entwicklung zurückhalten, andre sie befördern: wo die Würde des Ausdrucks mit der Würde der Materie verbunden ist. Ein Werk von dieser Art gebietet über unsre Sympathie, und kann die ganze Reihe der gesellschaftlichen Neigungen in Bewegung setzen; unsre Neugierde wird wechselsweise erregt und befriedigt, und unser Vergnügen steigt am Ende zu seiner höchsten Stufe, wenn wir finden, daß jeder Umstand aus den Charakteren und Situationen, die am Anfange vorgelegt worden, bis zur völligen Entwicklung hinab, natürlich entspringt, und das Ganze in seiner Verbindung eine zusammenhängende Kette von Ursachen und Wirkungen ist.“ — Da die Epöee und die Tragödie gleich im Wesentlichen, und auch auf gleichen Endzweck gerichtet ist, so fragt sich, ob sie auch zu denselben Subjekten gleich geschickt ist? Der Autor verneinet dieses, wenigstens in gewisser Maaße, wegen der Verschiedenheit der Form. Viele Subjekte können zwar mit gleichem Vortheile nach beyden Formen behandelt werden; aber für manches kann wieder die eine vorthellhafter, als die andre seyn; und es giebt Subjekte, denen nur eine von beyden Formen angemessen ist. Der Verfasser giebt davon zum Grunde an, daß der Dialog sich besser zum Ausdrücke

drucke der Empfindungen, und die Erzählung besser zur Entwicklung der Begebenheiten schickt. Heldenmuth, Tapferkeit und das ganze Geschlecht erhabener Tugenden zeigen sich zu ihrem größten Vortheile in Handlungen, sind also dem epischen Gedichte mehr eigen: zärtliche Leidenschaften und die ganze Reihe der sympathetischen Neigungen, machen die schönste Figur in Empfindungen, mithin sind sie vorzüglich der Tragödie eigen. — Der Verf. hält für das schönste Subjekt einer Tragödie dasjenige, wo ein rechtschaffner Mann in ein großes Unglück durch eine unschuldige Handlung fällt, die er aus sonderbaren Ursachen sich als lasterhaft vorstellte, weil es am geschicktesten ist, Mitleiden zu erregen; das Mitleid aber die herrschende Leidenschaft der pathetischen und auch der moralischen Tragödie ist: bey der letztern kommt noch dazu, daß, wenn ein Unglück eine natürliche Folge von irgend einem übeln Hange des Temperaments ist, so wird jeder Zuschauer aufmerksam darauf, der sich eines ähnlichen Fehlers bewußt ist, und bemerkt, daß er demselben Unglücke bloß steht. Diese Bemerkung erregt in ihm eine Bewegung der Furcht und des Schreckens: und diese ist es, wenn sie in verschiednen moralischen Tragödien oft erneuert wird, die den Zuschauer gegen die Unordnung der Leidenschaften auf die Hut stellt. — Der Autor glaubt hierdurch dasjenige zu erklären, was Aristoteles von der Tragödie sagt, „daß sie vermittelst des Mitleids und des Schreckens alle Gattungen von Leidenschaft in uns reiniget,“ und sucht die Richtigkeit seiner Erklärung aus dessen Regeln zu beweisen:

sen: nur glaubt er, daß Aristoteles die Tragödie in gar zu enge Gränzen einschränke, indem er die pathetische Tragödie ausschließt. — Wir wollen noch einige einzelne Bemerkungen des Verf. anführen. Er ist sehr dafür, daß, wenn eine tugendhafte Person, unter blos zufälligen Unglücksfällen bis ans Ende leidend vorgestellt wird, der Ausgang glücklich seyn sollte; er giebt zur Ursache davon an, daß wir mißvergnügt vom Schauplaze gehen und mit einem gewissen dunkeln Gefühle einer Ungerechtigkeit: doch machet er in Ansehung des Unglücks einer tugendhaften Person, das aus nothwendigen Ursachen oder aus einer Folge unvermeidlicher Umstände entspringt, eine Ausnahme. Sein Grund davon ist: Alles Ungefähr giebt immer einen finstern Prospekt, und macht, in jedem Falle, den Eindruck von einer Unordnung, einer Anarchie. Hingegen eine zusammenhängende Folge von Ursachen und Wirkungen, die durch allgemeine Geseze der Natur bestimmt wird, erinnert uns jedesmal an die Hand der Vorsehung, der wir uns ohne Widerwillen unterwerfen, da wir uns bewußt sind, daß dies unsre Pflicht ist. — Ein vollkommner Charakter, der unter Unglücksfällen erliegt, schickt sich sehr wohl zum Subjekt einer pathetischen Tragödie, wenn nur kein Ungefähr Theil daran hat, auch ist er nicht ganz zu einer moralischen Tragödie in einer untergeordneten Person ungeschickt: aber zur Hauptperson muß ein unvollkommner Charakter genommen werden, aus dem man eine Moral ziehen kann. — Der Verf. scheint mehr dafür zu seyn, eine bekannte Begeben-

gebenheit aus der Geschichte zu borgen, und ihre Umstände zu dichten, welche zur Absicht dienen, als sich eine Erdichtung zu wählen, weil wir in jenem Falle die vornehmsten Umstände schon für wahr halten, und unser Glaube sich leicht auf die andern verbreitet: doch zeigt er auf beyden Fällen die Vorsicht an, die der Dichter vonnöthen hat. — Die vorausgesetzte Pause bey dem Ende jedes Gesanges, und die wirkliche Pause bey dem Ende jedes Actes, muß allemal mit irgend einer Pause in der Handlung zusammen treffen. Nachdem der Verf. das epische und dramatische Gedicht zusammen betrachtet: so kömmt er aufs epische Gedicht insbesondre. Er scheint sehr wider das Wunderbare, das man durch die so genannten Maschinen des Gedichts in dramatischen Gedichten zu bewerkstelligen glaubt, wo Gottheiten, Engel, Teufel oder andre übernatürliche Mächte als wirkliche Personen aufgeführt werden, die an der Handlung Theil nehmen und die Entwicklung befördern: 1) weil es dem Ganzen ein erdichtetes Ansehen giebt, und den Eindruck von Wirklichkeit verhindert, der nothwendig ist, wenn unsre Neigungen sollen interessiert und unsre Leidenschaften erregt werden; 2) weil der Endzweck des epischen Gedichts niemals in einiger Vollkommenheit erreicht wird. „Zugendhafte Bewegungen, sagt er, können nicht anders wirksam erregt werden, als durch die Handlungen derjenigen, die gleiche Neigungen und Leidenschaften mit uns haben, das ist, durch menschliche Handlungen: und was den moralischen Unterricht betrifft, so ist es offenbar, daß wir diesen nie aus Handlungen von Wesen

Wesen ziehen können, die nicht gleiche Gründe der Handlung mit uns haben. Aus diesen Gründen werden die *Henriade* und das befreite Jerusalem getadelt. — Die heidnischen Götter beym Homer und Virgil erhalten dadurch eine Entschuldigung, daß sie nur eine Stufe über die Menschen erhaben waren, und alle menschliche Leidenschaften hatten. Das verlorne Paradies aber läßt sich dadurch entschuldigen, daß es nicht bloß auf die Geschichte unsrer ersten Aeltern eingeschränkt ist, und in einem Werke, das auch die Geschichte höherer Wesen in seine Sphäre nimmt, ist mehr Raum für die Einbildungskraft, als in einem Werke, das auf Handlungen der Menschen eingeschränkt. Man kann mit einer kleinen Veränderung dieses ebenfalls auf unsre *Messiade* anwenden. — Der Verf. redet noch von der Episode und von der doppelten Fabel in epischen Gedichte, wo die eine nothwendig eine Art der Episode seyn muß: aus der Tragödie wünscht er sie mit Recht zu verbannen, aber in der Comödie will er sie eher dulden, ob wir gleich auch niemanden darzu rathen würden. Die Regel des Horaz, daß gewaltsame Handlungen vom Theater müssen ausgeschlossen bleiben,

Nec pueros coram populo Medea trucidet etc.

erkläret er aus einem andern Grunde, als es die meisten Kunstrichter thun: nicht deswegen, weil Blutvergießen barbarisch und ekel ist, will er es verbannt wissen: sondern weil der Zuschauer, der einmal interessiert und getäuscht ist, aus diesem sich abwesenden Zustande
durch

durch eine gewaltsame Handlung gerissen wird. „Er erwacht, wie aus einem ergötzenden Traume, faßt sich, und findet, daß alles Erdichtung war.“ — Die Kunst zu dialogiren besteht darinnen, daß jede Rede, sie mag kurz oder lang seyn, aus demjenigen entspringen muß, was die vorherredende Person gesagt hat, und Materie zu demjenigen geben muß, was nachher gesagt werden wird, bis ans Ende der Scene. Aus diesem Begriffe lassen sich die Regeln und die Fehler des Dialogs leicht beurtheilen. — Daß er den Reim in der Tragödie verwirft, kann man sich leicht vorstellen: aber er wünscht auch, daß man, nach dem Beispiele des Shakspear, die Prose mit dem Verse vermischen und den letztern nur da brauchen sollte, wo die Wichtigkeit und Würde des Subjekts ihn erfordern. — Wir haben nur den Zweifel, ob dieser jählunge Uebergang von der Prose zum Verse, und umgekehrt, den Zuschauer nicht leicht der Illusion entreißen möchte.

Kap. 23. Von den drey Einheiten. Der Verf. zeigt erst das Vergnügen, das uns die Geschichte einer einzelnen Begebenheit verursacht, wenn anders die Begebenheit interessant ist, und giebt zur Ursache davon an, weil die Umstände und Vorfälle durch die stärkste aller Verhältnisse, die Verhältniß zwischen Wirkung und Ursache, mit einander verbunden sind. — Er wendet dieses aufs Drama an, und erklärt, was Aristoteles eine vollständige Handlung nennt. „Die Geschichte fängt natürlich an mit der Beschreibung derjenigen Umstände, welche
die

die Hauptperson bewegen, sich einen Plan zu machen, um eine gewisse gesuchte Begebenheit hervorzubringen: die Ausführung des Plans, und die Hindernisse, die sich ihr entgegen setzen, ziehen den Leser in die Hitze der Handlung: die Mitte ist eigentlich, wo die Handlung am meisten verwickelt wird, und das Ende, wo die gesuchte Begebenheit hervorgebracht, und der Plan ausgeführt ist. — Die Einheit der Handlung ist eine Hauptschönheit in der Fabel. Ein zergliedertes Schauspiel ist eine Kette verbundner Vorfälle, von welchen jeder Auftritt ein Glied ist. Jeder Auftritt muß folglich einen gewissen Vorfall wirken, der sich auf die Entwicklung oder Hauptbegebenheit bezieht, indem er sie entweder befördert oder zurückhält. Wird kein Vorfall gewirkt, so muß ein solcher Auftritt, den man eigentlich unnütz nennen kann, weggestrichen werden, weil er nur die Einheit der Handlung unterbricht. In dieser wechselseitigen Verbindung aller Vorfälle unter sich, und ihrer gemeinschaftlichen Beziehung auf die Hauptbegebenheit oder die Entwicklung, besteht die Einheit der Handlung, und ist epischen und dramatischen Werken wesentlich. — Aus der Vergleichung des heutigen Drama und des alten Griechischen, aus welchem die neuern Kunstrichter die Regeln von den Einheiten der Zeit und des Orts auch für uns festsetzen wollen, sucht er darzuthun, daß sie bey den Griechen, wegen der fortlaufenden Vorstellung, eine Wirkung der Nothwendigkeit, nicht der Wahl war: daß, wenn wir hingegen uns diesen Fesseln unterwerfen, keine Nothwendigkeit sie uns aufdringt, sondern wir

wir selbst sie uns wählen. — Da wir den Chor haben fahren lassen, sagt er, so haben wir dadurch Gelegenheit bekommen, die Vorstellung durch Zwischenräume der Zeit zu trennen, während denen die Bühne ganz entlediget ist, und das Schauspiel stille steht. — Nach einer Pause aber in der Vorstellung ist es dem Zuschauer nicht schwer, sich an einen andern Ort versetzt zu glauben, oder in eine fernere Periode. Er erklärt dieses durch die Vergleichung des neuern Schauspiels mit einer Reihe historischer Gemälde, z. E. der Geschichte Alexanders des Großen von Lebrün; hier können wir ohne Schwierigkeit uns vorstellen, daß zwischen den Subjekten zwey verschiedener Gemälde Monate und Jahre vergangen sind, ob gleich der Zwischenraum der Zeit, in welcher wir von dem einen zum andern übergeh'n, fast unmerklich ist: und eben so wenig Schwierigkeit findet sich, uns eine Veränderung des Orts vorzustellen, sie mag auch noch so groß seyn. Der Verf. machet aber doch gewisse Einschränkungen, und giebt zu, daß ein Stück, welches nur einen Ort, und keinen größern Umfang von Zeit braucht, als zur Vorstellung nöthig ist, so fern desto vollkommner ist, weil eben diese Einheit der Zeit und des Orts, die Einheit der Handlung befördert, und die Seele der Anstrengung überhebt, so gering auch diese seyn mag, sich häufige Veränderungen des Orts und Zwischenräume der Zeit vorzustellen. — Es folget eine wichtige Untersuchung von den Vorzuge des griechischen und des neuern Drama in Vergleichung mit einander. Dem vornehmsten Gebrechen unsrer theatralischen Vorstellungen,

lungen, welches darinnen besteht, daß in den Zwischenräumen der Akte jeder starke Eindruck vernichtet wird, und die Zuschauer im folgenden Akte wieder von neuem anfangen, eben so kalt sinnig und gleichgültig, als bey dem Anfange des Schauspiels zu werden, sucht er, statt der Chöre der Alten, durch ein abgesondertes Chor abzuhehlen, der eben so in die Pause der Vorstellung einfällt, als der griechische Chor in die Pause der Haupthandlung. Er giebt z. B. eine Musik von Instrumenten und Singstimmen zwischen den Akten an, die dem Subjekte genau angemessen wäre, und seine Gründe sind bündig genug, daß man einen Versuch machen sollte, wie wir denn dieses Kapitel, das eine Menge seiner Anmerkungen enthält, deren Anführung ohne Beyspiele unfruchtbar seyn würde, allen jungen dramatischen Dichtern vorzüglich empfehlen.

In dem 24sten Kapitel von dem Gartenbau und der Architektur, sucht der Verf. eine Probe der Anwendung seiner vorhergehenden Grundsätze, die den Geschmack leiten können, auf die vorangezeigten beliebten Künste zu geben. Der Verf. handelt dieselben nicht in so fern ab, als sie blos nützlich sind, sondern weil in dem Nützlichem Schönheit ist. Er betrachtet also Gärten und Gebäude aus verschiedenen Gesichtspunkten, aus denen sie, nach Verschiedenheit ihrer Bestimmung, mannichfaltiger Schönheiten fähig sind. Wir haben seine Beobachtungen mit einem unendlichen Vergnügen gelesen, und sind überzeugt, daß Gärten nach seinen Vorschlägen

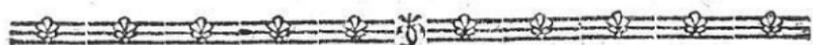
gen die schönsten in der Welt seyn würden: da sich aber dieselben nicht auf gewisse Regeln fest setzen lassen, so werden wir dieses Kapitel übergehen müssen. Wir preisen es aber um destomehr an, jemehr unsre Landsleute noch bey den Anlagen ihrer Gärten an geraden Linien, Zirkeln, Quadraten, Sternen und an kindischen Verzierungen derselbigen hängen, die nur der verderbteste Geschmack billigen kann.

Von der Regel des Geschmacks. 25 Kapitel. Wir haben ein Gefühl, oder eine Ueberzeugung von einer gemeinschaftlichen Natur, nicht nur in unsrer Gattung sondern auch in jeder Gattung der Thiere und unsre Ueberzeugung wird durch die Erfahrung bekräftiget. Was besonders die gemeinschaftliche Natur des Menschen betrifft, so sind wir überzeugt, daß sie sowohl unveränderlich als allgemein ist, daß sie künftig eben dieselbe seyn wird, die sie ist ist, und vordem gewesen, dieselbe bey allen Nationen und in allen Theilen der Erde. Wir sind so eingerichtet, daß wir diese für recht und vollkommen halten, und folglich, daß die einzeln Dinge derselben gleichförmig seyn müssen. Diese Ueberzeugung oder Regel giebt uns einen deutlichen Grund des Begriffes, den wir von einem richtigen und einem unrichtigen Gefühl oder Geschmack in der Moral und in den schönen Künsten haben. Welches ist aber die wahre Regel der Natur? Der Verf. findet sie in Ansehung beyder, in dem allgemeinen Gefühle der Menschen, so matt und dunkel es auch in Absicht auf die schönen Künste ist. In der Moral ist sie

N. Bibl. IV. B. I St. G mehr

mehr entschieden, weil bey dieser an jedem Menschen können Erfahrungen gemacht werden, bey jener aber es auf eine kluge Wahl ankommt, von was für Menschen wir sie sammeln. Um ein Richter in den schönen Künsten zu seyn, ist eine Vereinigung vieler Umstände nöthig. Es muß ein guter natürlicher Geschmack seyn, dieser muß durch Erziehung, Nachdenken, Erfahrung geschliffen seyn; er muß durch eine regelmäßige Lebensart, durch einen mäßigen Gebrauch der Glücksgüter, durch eine stete Befolgung der Triebe der gebesserten Natur, die jedes vernünftige Vergnügen, ohne Uebermaaß genießt, sich stets erhalten. Da die Wahl ungewiß und schwer ist, so glaubt der Verf. daß uns folgende Anmerkung wieder mit der vorhergehenden Regel ausöhnen könne, daß in Ansehung der schönen Künste weit weniger Verschiedenheit des Geschmacks ist, als man sich gemeiniglich einbildet. Die Natur hat alle ihre Werke mit unauslöschlichen Charakteren des Hohen und Niedrigen, des Einfachen und Zierlichen, des Starcken und Schwachen bezeichnet: diese werden selten von jemand falsch empfunden, und dieselben Charaktere sind eben so leicht in den Werken der Kunst zu empfinden. Endlich ist noch ein Mittel übrig, von dem sich der Verf. viel verspricht, wenn durch das obige die Regel des Geschmacks noch nicht genug bestimmt wäre. Es sind die Triebe, die allen Menschen gemein sind, vermittelst welcher eine wunderbare Einförmigkeit in den Bewegungen, Gefühlen verschiedner Menschen ist, oder mit andern Worten das allgemeine Gefühl der Menschen: eine genaue

naue Bekanntschaft mit diesen Trieben macht das sicherste Mittel aus, die Regel des guten Geschmacks zu bestimmen; und zu diesem wichtigen Theile unsrer Kenntnisse einen Grund zu legen, war die Absicht des Verf. bey diesem Werke, das kein Freund der schönen Wissenschaften aus den Händen legen sollte.



V.

Kleine poetische Schriften. Altona und Lübeck, bey Zwersen, 1766. (144 S.)

Diese Gedichte haben einen Verfasser, dessen Muse schon einigen Beyfall gefunden hat: denn wir müßten uns sehr irren, wenn wir nicht den Verf. der poetischen Gemälde und Empfindungen aus der heil. Schrift darinnen entdeckten. Wir zweifeln auch nicht, daß die gegenwärtigen ihr gebührendes Lob erhalten werden, und sie würden es noch mehr verdienen, wenn Hr. S. in der Wahl dieser Sammlung strenger gewesen, und viele der Gedichte kürzer und besser befeilt wären. Wir können zwar nicht sagen, daß wir viel Neues und Glänzendes weder in der Anlage der meisten, noch im Gedanken, noch im Ausdrucke gefunden haben, aber der Herr Verf. hat eine liebliche Versification und viel Leichtigkeit in der Einkleidung seiner Subjekte. Verschiedne seiner Gedichte würden noch mehr gefallen, wenn er nicht Vorgänger gehabt, die von gleichen Materien schon weit besser gesungen, und wo der

leser allezeit in Gedanken eine Vergleichung anstellt. Man betrachte z. B. das lange Gedichte über die Auferstehung der Todten:

Das sind der Allmacht große Thaten!
 Gott ist's, der unsern Staub erhöht! —
 Laß Dichtkunst mir ein Lied gerathen,
 Ein Lied von Gottes Majestät.
 Von heiltger Empfindung trunken
 Lieg ich zur Erd herabgesunken,
 Woraus er einst die Todten ruft;
 Ich singe, Menschen, euch zu trösten,
 Ich singe, jauchzet, ihr Erlösten!
 Die Auferstehung aus der Gruft.

Gleich bey dieser ersten Strophe fällt jedem das herrliche Cramerische Gedichte über eben diesen Gegenstand ein:

Bald hebt mein Geist sich auf vom Staube
 Zu meinem Heile, das ich glaube,
 Zu dir, o mein Messias, los: ic.

und wie viel verliert jenes in der Vergleichung: wie viel matte Strophen und wie viel geschleppte und matte Zeilen müßten noch zuvor ausgerottet werden, wenn man ja noch eine Vergleichung wagen wollte. Eben so wird man schwerlich den Frühling auf der 86sten S. lesen, ohne ihn aus der Hand zu legen, um nach Uzens Frühling zu greifen. So gefährlich ist es, gute Vorgänger zu haben, zumal wenn man in einem gleichen Tone mit ihnen anstimmt!

Der Inhalt dieser Sammlung besteht aus geistlichen und moralischen, und aus vermisch-

ten

ten Stücken. Gleich in dem ersten: Lob des Höchsten finden sich sehr feine Strophen, hauptsächlich, wo der Verf. die Gedanken von heil. Dichtern entlehnt: 3. E.

Mit einem Finger lenkest du des Gestirns,
Der Sonnen Zügel durch das ätherische
Prachtvolle Feld: und richtig gehn sie
Ihre melodischen, fernen Wege.

Du schwingst den Zephter über den Ocean:
Und er gehorcht dir mitten im Ungeßüm;
So weit! — Du sprichst, — hier soll das
Wüten
Trogiger Wogen den Stolz verlieren!

Wer hält die Wasser oben im Luftbezirk,
Daß sie nicht sinken? — Daß sie von Pol zu Pol
In ungeheurer Last sich wälzen? —
Staunet ihr Völker, und betet Gott an.

Wer kennt den Eingang zu den Behausungen
Des Lichts? — entdecket, Finsterniß, dein Gebieth?
Ist kühn, und geht zu dir, und saget:
Finsterniß rücke den Gränzstein dorthin! 1c.

Eine ganz artige Schilderung des zärtlichen Müßiggängers in dem Gedichte wider den Müßiggang, ist folgende, ob wir sie gleich in einer Ode nicht suchten: denn dies soll es, nach der Versart zu urtheilen, doch wohl seyn:

Im jungen Herbst wird schon das Ungemach
Des Frosts sein Klagelied, und in dem Frühlinge
Deuchts ihm zu warm; auf seinen Lippen
Ist der vergeblichen Wünsche Heimath.

Er füllt, den Schooßhund streichelnd, ein Kanapee
 Und gähnt: Zur Mühe spricht er: es ist noch Zeit.
 Beschließt ein Werk, da schon das Alter
 Zitternd herannahet, und stirbt beschließend.

Gleich einer Wolke laufenden Schatten,
 Der igt gesehen, schneller vergessen wird:
 Entschlüpft sein Leben, welchem Würde
 Fehlt, dem Gedächtniß der ersten Nachwelt.

Die Leichtigkeit seiner Versification zeigt sich hauptsächlich in den vermischten Gedichten, die sich meistens angenehm lesen lassen: auch giebt es hier noch eine und die andre artige Erfindung. Wir wollen aus dem Gedichte, wo er die Mädchen ermahnet, nicht strenge zu seyn, und ihnen das Beispiel der Westa vorstellet, die letzten Strophen hersetzen:

Als Westens Wangen noch wie Morgenrosen
 blühten,
 Ließ sie, zu stolz, sich nie herab,
 Daß sie sich Liebenden ergab,
 Die kläglich seufzend vor ihr knieten.

Wie manchen stürzte sie gewaltsam ins Verderben,
 Ins Schwerdt und in die tiefe Fluth! —
 Ihr schöner Leib, ihr Blick voll Gluth
 Hiess glücklich lieben, oder sterben.

Doch endlich nahm die Zeit auch ihren Reiz von
 hinnen:
 Da tödtete sich keiner mehr;
 Ihr Haus war von Verehrern leer,
 Wie ihre Brust von Charitinnen.

Ganz Liebe ward sie nun, stets flocht sie Blumenkränze

In ihr versilbert, dünnes Haar:
Doch niemals, so gepuzt sie war,
Erhielt sie mehr als Reverenze.

„O eitle, eitle Welt, rief Vesta; dich zu lieben —
Zeus! Höchster! das geschehe mir! —
Sie riefs, und Zeus erhörte sie,
Und seitdem ist sie keusch geblieben.

Sie hat zum Götterrang so gar sich hingeschwungen,
Ein Tempel ist ihr Aufenthalt:
Doch sind auch, die ihr opfern, alt.
Sie opfern alle nur gezwungen.

Ach Mädchen, seht euch vor, wer jung versäumt
zu küssen,
Der muß der Jugend Unverstand,
Mit Opferschaalen in der Hand
An dem Altar der Vesta büßen.

Das Gedicht auf Lieschens Geburtstag hat uns auch nicht mißfallen, und wir würden es hersehen, wenn es nicht 10 Strophen lang wäre. Das Mädchenheer hat einige naive Stellen. Die Matrone von Ephesus wird unter dem Titel Nerine zienlich gut erzählt. Die Wasserfluth hat uns vorzüglich gefallen; wir wünschten, daß es aus weniger Strophen bestünde, und wovon der größte Theil ohn Verlust hätte wegbleiben können: eben das müssen wir auch von dem Chor oder dem Refrain sagen. Wir wollen die ersten 4 Strophen anführen, die unserm Bedünken nach die besten sind,

und bey denen der Verfasser sicher hätte aufhören können:

Gleite sanft dahin, lusterfüllter Nachen,
 Gleite sanft mit uns dahin;
 Lied und froher Scherz, Lied und Scherz und Lachen
 Sey des heitern Tags Gewinn.

Seht wie wunderschön glänzt das Bild der Sonne
 Auf der himmelblauen Fluth!
 Thier und Mensch ist froh, alles athmet Wonne,
 Alles hat verjüngtes Blut.

Lieulich, lieblich fließt ein goldner Regen
 Von den Rudern in den See!
 Lieblicher floß nicht, Zeus dein goldner Regen
 In den Schooß der Danae.

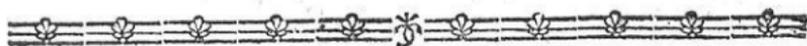
Angelt, angelt nun, jugendliche Schönen
 Hier an dieser Schattenwand!
 Jeder Fisch wird sich nach der Angel sehnen;
 Denn er stirbt durch eure Hand.

Warum der Verf. in der dritten Zeile, das Lied und den Scherz wiederholt, wissen wir nicht, es müßte denn seyn, um den Vers auszufüllen. aber das können wir errathen, warum in der dritten und vierten Zeile der zweyten Strophe, Wonne und Blut stehen. Der Refrain heißt:

Auf ihr Jünglinge, bläst beselte Flöten,
 Rührt das holde Saitenspiel!
 Laßt uns, wie dies Feld, allen Gram ertöten,
 Thal und Hügel sind Gefühl!

Wenn die Flöten beselt sind, warum braucht man sie zu blasen? Wie das Feld der Gram ertödet,

tödtet, Können wir nicht eigentlich sagen, und daß Thal und Hügel Gefühl sind, danken sie vermuthlich dem Saitenspiel. Aus einem solchen Wechsel guter und schlechter Zeilen besteht ein großer Theil dieser Gedichte, wovon fast kein einziges eine Ausnahme leidet.



VI.

M. Hieronymi Vidae. De arte poetica libri tres. Commentarium de poetae vita et carminibus addidit Christ. Adolphus Klotzius, Altenburgi ex officina Rich-
teria, 1766.

Vorausgesetzt, daß unsre jungen Dichter und Liebhaber der modernen Dichtkunst keine Schwierigkeit finden, sich mit Lesung lateinischer Poesie zu beschäftigen, möchte gegenwärtige Ausgabe sie wohl reizen, noch dem Pope und Boileau, auch den Vida in die Hand zu nehmen; um über die Grundsätze der Dichtkunst sich zu unterhalten, oder zur Abwechselung an ihre Schul. Praecepta poetisch zurück zu denken. In der Absicht es zu hindern, daß die Poetik des Vida nicht länger ein verlegenes und vergessenes Buch alten Stils seyn, oder gar verloren gehen möchte, hat der Hr. geh. R. Klotz sie, mit einer Abhandlung über den Vida und seine Gedichte, herausgegeben. So viel möglich gewesen, hat er dafür gesorgt einen guten und richtigen Abdruck zu

liefern. Unter dem Text selbst sind keine Noten; was der Hr. geh. R. über ihn zu sagen gehabt hat, hat er in der beygefügtten schön geschriebenen Abhandlung zusammengetragen. Die Noten zu der Ausgabe des Engländers Thom. Tristram, waren nicht so erheblich, daß sie verdienten mit abgedruckt zu werden.

Die Abhandlung enthält folgendes: Nach einem kurzen Eingange von den vornehmsten Lehrgedichten über die Poesie und Malerey, folgt das Leben des Vida aus den Geschichtschreibern die S. 10. angeführt werden. Einzelne Lebensumstände sind oft mit Stellen aus seinen eigenen Gedichten und Zeugnissen seiner Zeitgenossen bestätigt. Seine prosaischen und poetischen Werke werden hierauf angezeigt. Die Gedichte werden ausführlicher charakterisirt und beurtheilt. Die Christias wird wider die Vorwürfe einer Entheiligung durch poetische Erdichtungen und Allegorien vertheidigt, doch zugleich die Ausschweifungen des Witzes des Dichters wider die Wahrscheinlichkeit, angezeigt. Die übrigen Anmerkungen, deren doch nicht viel sind, unterhalten den Leser, und bezeichnen die Verdienste und Mängel des Gedichts. Mit eben der wohlgewählten Sparsamkeit legt er ihm Anzeigen und Urtheile über den Seidenwurm, das Schachspiel und die vermischten Gedichte vor. Das Lob, welches Vida von den Dichtern und Kennern seiner Zeit, und der folgenden Jahrhunderte erhalten hat, giebt ihm auch sein iger Herausgeber. Vida hat in seinem Ausdrücke

drucke und seiner ganzen Sprache einen Reichthum und eine Leichtigkeit, die er vom Virgil und fast von ihm allein angenommen hat. Man hat dem Vida vorgeworfen, seine Poesie wäre gar zu sehr von Versen des Virgils zusammengestoppelt, und ihre Schönheiten lauter erborgte Federn von diesem Dichter; aber wenn gleich in den Gedichten des Vida, die Sprache Virgils kennbar ist, so hat doch das Genie des Nachahmers sie sich so zu eigen gemacht, daß man ihn sehr ungerecht beurtheilen würde, wenn man ihn zu einem bloßen Nachahmer und kopirenden Parodisten der virgilischen Verse erniedrigte. Die Vergleichung, die Hr. Klotz mit Parallelstellen aus dem Virgil macht, widerlegen dies zur Genüge. Tristram hat in seinen Noten über die Poetik, eine mühsame Concordanz der virgilischen Worte und Redensarten gegeben; eine sehr unnöthige Sorgfalt! Wer in einer ausgestorbenen Sprache schreibt, und noch mehr dichtet, muß die Sprache der Alten, und keine neue reden. Die Führung der ganzen Sache zur Erniedrigung oder zum Ruhm des Vida, muß, wie uns dünkt, sich über die weitläufige Stelle beym Vida selbst III. v. 170 f. verglichen mit v. 215 f. einlassen. Die Parthyen mögen es ausmachen, ob Vida mehr beflissen gewesen ist, eine Auskopirung der Wörter und Ausdrücke, oder eine Nachahmung der Sprache, mit eigenem Gefühle und Geiste, zu lehren. Zuweilen drückt er sich sehr unbestimmt und nachlässig aus; aber seine eignen Verse rechtfertigen ihn. Alle seine Richter loben ihre Leichtigkeit und Harmonie. Hr. Klotz zeigt Beyspiele davon.

Zuletzt kommt Hr. Klotz auf die Dichtkunst des Vida. Ein Brief des Vida an die Bürger von Cremona, (aus des Arisii Cremona litterata) mit dem er ihnen dies Gedicht übersandt hat, nebst einigen andern gesammelten Stellen, geben Nachricht, daß man es als ein Lehrbuch auf verschiedenen Schulen und Akademien eingeführt hat. — Herr Klotz zeigt den Plan oder Inhalt der drey Bücher des Gedichts. Nicht die Dichtkunst überhaupt, sondern die Natur und die Regeln der Epopee wollte Vida vortragen, und dies besonders nach der Aeneis. Bey dem ersten Buche wird bemerkt, daß Vida sich nicht genug eine gute Ordnung hat angelegen seyn lassen, indem er von der Bildung eines künftigen Dichters redet; Hr. Klotz untersucht und bestimmt die Vorschrift des Vida, ob und wie fern der Dichter sein Gedicht erst in Prosa entwerfen soll; von dem sich frühzeitig zeigenden, und durch alle Hindernisse hindurch brechenden Triebe des Dichtergenies, führt er Stellen und Beyspiele andrer Dichter an; und durch Beyspiele und Zeugnisse berühmter Dichter, widerspricht er dem Vida, der die Liebe als ein Hinderniß des Dichtergenies widerräth. Eine der vorzüglichsten Stellen des Vida ist die philosophische und zugleich poetischschöne Beschreibung der Arbeit des Geistes über dem Gedichte.

Ueber dem zweyten und dritten Buche ist der Hr. geh. R. kürzer. Bey dem zweyten vertheidigt er ein Paar Stellen des Homer wider den Vida, und läßt sich über die Begeisterung des Dichters ein, die zuwei-

zuweilen bey seiner Arbeit ihn glücklich forthat, zuweilen ihn verläßt. Bey dem dritten Buche empfiehlt Hr. Klotz die aufmerksame Beobachtung, Kenntniß und Empfindung der Schönheiten, und der Harmonie der virgilischen Verse, die Vida in seinen Vorschriften, und seinen eignen Nachahmungen zeigt. Die Anmerkungen des Hrn. Klotz sind überhaupt freye Ausschweifungen oder Vergleichen über gelegentlich sich anbietende Stellen alter und neuerer Dichter, die mit den Sachen einige Verwandtschaft haben, und für Leser von Geschmack sehr angenehm sind. — Die Ausgabe des Vida wäre nun wohl hiermit genug angezeigt; doch eine Stelle in der Abhandlung hält uns noch ein wenig auf. S. 79. nachdem die Aufnahme der Poetik des Vida, in etlichen Universitäten erzählt worden ist, heißt es: *Nostra vero aetate si quis Vidam in academiis explicare velit, vehementer ego vereor ne irrideatur ab iis quoque, qui sibi egregie docti videntur. Tantum nunc omnes tenet ineptiarum studium! tanta ignavia iuuenum animos inuasit.* Sollte es wohl des Hrn. Klotz ernste Meynung seyn, daß man über den Vida akademische Vorlesungen halten sollte? Von dem epischen Gedicht (und auf nichts weiter hat sich Vida eingelassen) giebt das zweyte Buch nicht die genau bestimmten und richtig abstrahirten Regeln, die ein Lehrer vortragen und erklären muß; sondern es zeigt blos wie — wir wollen nicht sagen Virgil ohngefähr seine Aeneis gemacht hat — sondern wie ein guter Scholiast der spätern Jahrhunderte, etwa die

Kunst

Kunst der virgilischen Epopee erklärt hat. Wie sollte ein Lehrer z. B. sich oder seinem Vida helfen, wenn er nach II. v. 344. die Episode erklären müßte,

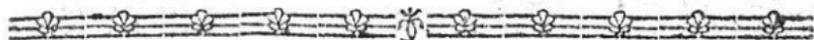
In longum trahite arte. vias tibi mille trahendi,
Mille modi u. s. w.

was sind dies, als Anschläge aus einem epischen Dichter einen solchen epischen Schwächer zu machen, als hier Vida, ein didaktischer Schwächer? — nein; aber doch gewiß ein gar zu unbestimmter Lehrer ist, der sich zuweilen Worte ohne Gedanken erlaubt. (Dennoch mit wie vieler Richtigkeit schreibt er v. 160. über eben dieselbe Sache!) Eben hieher gehört die schon oben erwähnte Stelle von der Nachahmung der Sprache der alten Dichter. Seine Kritik über Homer muß ihm verziehen werden. Homer und die übrigen alten Griechen, wurden damals von ihren Auslegern, den neuen Griechen, nicht verstanden, und ein ganzes Jahrhundert nachher, redete man in Frankreich noch eben so unbesonnen von ihm. Ueberhaupt vom Vida, wie, wenn er nicht das Verdienst seines guten lateinischen Ausdrucks zu seinem Schutze hätte? — Wir schließen zur Vergütung dieses kleinen Zweifels über den Vida mit Bemerkung noch einer seiner guten Stellen: Es ist die Geschicklichkeit mit der er III. v. 32 u. f. die Erklärungen und Eintheilungen der Tropen und Figuren, zu umschreiben und einzukleiden gewußt hat.

Vielleicht wird es den Liebhabern des Vida nicht unangenehm seyn, wenn wir aus der Londner Ausgabe

gabe (1732) der Werke des Vida die Richard Nuffel besorgt, und an Popen dediciret hat, noch die Berichtigung des Textes in den Poeticis, in wenigen Stellen hersehen. Nämlich diese eben so saubere als genaue Ausgabe, ist nach der ersten Cremoneser, deren Correctur Vida selbst besorgte, abgedruckt. Die übrigen Ausgaben haben Lesarten, die nach dieser in der Londner verbessert sind. Die in den Poeticis sind:

Edit. Cremonensis.	Edit. Oxoniensis etc.
I. v. 272. manet	mouet.
Hier hat doch Hr. geh. R. Klotz auch die cremonesische Lesart.	
II. v. 460. diuisa	diuersa.
533. si prima	quod prima.
589. miratus	miratas.
III. v. 291. longae	longe.



VII.

Le Temple des Arts ou le Cabinet de M. Braamcamp. Par M. Bastide. A Amsterdam, chez Marc-Michel Rey, 1766. (119 pag.) 4to.

Das Verzeichniß einer so wichtigen Gemälsesammlung, als die Braamcampische ist, verdient, daß wir es hier umständlicher anzeigen. Der Verf. davon ist M. Bastide, und vermuthlich derjenige, der sich bereits durch etliche Wochenblätter und

und kleine Romane bekannt gemacht hat: er hat es dem Hrn. Braamcamp in einem kurzen Gedichte zugeeignet, und ein langes Gedichte, welches er den Tempel der Künste nennet vorgesehet. Er saget in der Vorrede von diesem Cabinette: Trente ans de recherches, & d'amour pour les tableaux, & pour les belles choses, ont formé ce trésor immense & ces collections prodigieuses: car ce Cabinet n'est nommé Temple des Arts que parce que tous les Arts se sont emprefés à l'enrichir. Dessains, gravures, porcelaines du plus grand prix, sculptures, laques de la Chine, orfévrerie par Gemon; morceaux d'ivoire admirables, bronzes, marbres, cizelures, horlogerie organisée, meubles précieux & charmans, objets différens de bijouterie; tout cela s'y trouve repandu &c. Die Gemäldesammlung besteht, nach seinem Angeben, aus 600 Stücken, wovon zwey Drittheile Meisterstücke seyn sollen: der Herausgeber ist darüber wie er versichert, in eine solche Begeisterung gerathen, daß er fast ohne Vorsatz zum Dichter geworden, und sich völlig seinem Genie überlassen. Wenn wir aus dem Gedichte selber, welches 47 Seiten lang ist, schließen sollten, so würden wir entweder an der gewaltigen Begeisterung, die er vorgiebt, zweifeln, oder wenigstens sein Genie für sehr mittelmäßig halten: wir glaubten, daß er vielleicht in seinem Temple des Arts, ein allegorisches Gebäude dem Hrn. Br. zu Ehren errichten würde: er kömmt aber an die Thüre des Cabinets und ruft:

Temple

Temple sacré pour un coeur né sensible,
 Sanctuaire des arts, des héros, & des dieux,
 Où le monde a porté ses trésors précieux,
 Et qui doit être inaccessible
 A l'ignorant présomptueux,
 Au petit-maitre fastueux,
 Et surtout à l'homme insensible
 Ouvre tes portes à mes vœux.

Die Thüren öffnen sich, nachdem er noch einige zwanzig Verse geplaudert hat, und er läuft durch die Zimmer voller Ausrufungen hindurch: Aurai-je le pouvoir de moderer mes sens? où suis-je? — où fixer mes yeux? und erzählt uns, in ziemlich kalten und platten Reimen, alles was er sieht: besonders ist er glücklich in Uebergängen: wir wollen nur den Anfang von der Beschreibung eines einzigen Gemäldes hersehen, denn eine ganze Beschreibung nimmt gemeiniglich etliche Seiten ein:

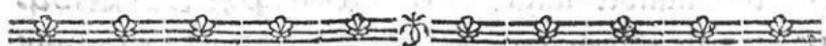
Vis-à-vis ce tableau charmant, exact en tout,
 Je vois un jeune objet peu curieux d'apprendre,
 Qu'un Maître sérieux ne peut venir à bout
 De fixer un moment, pour lui faire comprendre
 Le prix d'une leçon qui n'est pas de son goût.
 Il est vrai que c'est une fille;
 Et qu'une fille quelque fois
 Aussi coquette que gentille
 De la raison reconnoît mal les droits,
 Et méprise un objet pour s'occuper de mille.

Vielleicht sind die letzten Zeilen noch die besten im ganzen Gedichte. Wir wollen uns nicht dabey aufhalten, sondern noch den Catalogue raisonné dieses Cabinets anzeigen, welches den wichtigsten Theil dieses Buches ausmachet. Sie sind nach den Zimmern geordnet, welches für diejenigen die es besehen wollen, allerdings von einigem Vortheile ist; die Beschreibungen scheinen ziemlich fleißig gemacht zu seyn; es wird erst der Künstler, alsdann die Materie worauf es gemalt ist, nebst dessen Höhe und Breite angegeben, und hierauf folget die Beschreibung nebst dem Urtheile: dieses ist, wie in sehr vielen solchen Verzeichnissen, meistens nicht viel bedeutend; bisweilen hat der Verfasser angegeben, wo das Bild vorher gewesen, ob es in Kupfer gestochen, oder was sonst in Ansehung desselbigen merkwürdig ist, und es wäre zu wünschen, daß es noch öfter geschehen, welches wir hauptsächlich von einem solchen Verzeichnisse erwarten. Es finden sich allerdings in diesem Cabinette sehr große und wichtige Stücke: Die meisten sind Niederländer: inzwischen findet man auch von Mazzuoli, Tintoret, Guido Reni, Guercini, Maratti, Cignani, Annibal Caracci, P. Veronese, Titian, Sollimene, Gemälde drinnen, und es wird allezeit eines der ansehnlichsten Privaticabinetts in Europa seyn. Unter den vorzüglichsten führen wir den größten van Huisum an S. 88: es sind sechs auf einander folgende Gemälde von diesem Meister da, und enthalten Blumen und Früchte. Das erste mit Blumen, auf Leinwand gemalt, das wir mey-

nen,

nen, ist 54 Zoll hoch, und 43 breit. Von Adrian van der Velde sind S. 95. fünf wichtige Stücke hinter einander angezeigt. Von Philipp Wous vermann finden wir S. 96. 97 und 98. ebenfalls etliche vortreffliche Gemälde. Der Gabriel Mehu, der auf der 99sten Seite vorkömmt, wird für dieses Meisters schönstes Stück gehalten. Es ist die Wochenstube. Die Wöchnerinn sitzt auf einem Großvaterstuhle, und hat ein gewickeltes Kind auf dem Schooße. Sie hat einen rothen Samtmantel mit Hermelin aufgeschlagen und einen Rock von weissen Atlas. Vor ihr steht die Wiege, aus dem sie das Kind genommen. Hinter ihr ist ein Cavalier, der seinen Hut in der Hand hält, und einer Dame sein Compliment machet, die ihren Wochenbesuch abstattet. Eine alte Frau sitzt hinter der Wiege, und sieht die Dame, die zur Stube hineinkömmt, sehr freundlich an. Eine Magd bringet einen Stuhl und eine Wärmpfanne. Hinter der Wöchnerinn steht ein Tisch mit einem kostbaren Teppich bedeckt, auf dem ein sehr schön gearbeitetes Handfaß nebst dem Handbecken steht. Ueber dem Camin ist ein Gemälde, welches ein Seestück in dem Geschmack von Percelles vorstellet. Das ganze Zimmer ist sehr reich und der Fußboden von Marmor. Das Stück ist 29 Zoll hoch und 33 breit, und unstreitig an Zusammensetzung das reichste von diesem Meister. Der typographische Theil dieses Catalogs ist sehr schön; er ist mit saubern Bignetten von R. Binkles, nach Erfindungen und Zeichnungen des Jacob Kavery gezieret, und von diesen

beiden Künstlern ist auch ein sauberes Bildniß des Hrn. Braamcamps vorgefetzt.



VIII.

Beschreibung der Armonica des Hrn. Franklins.

H * * * den 26 Febr. 1767.

Cherestter Freund!

Ich entrichte Ihnen durch folgende Beschreibung der Franklinschen Armonica eine alte Schuld, von der ich mich ganz wohl hätte losschwaßen können, wenn es mir gleichgültig wäre, daß Sie von dem D. Franklin, meinen würdigen Freunde und von seiner schönen Erfindung unrichtige Begriffe hätten. Diese aber haben Sie aus der Beschreibung seines Instruments, so wie sie dem 59sten Stück des Hannoverischen Magazins vom vorigen Jahre und aus solchem den Leipziger wöchentlichen Nachrichten die Musik betreffend, eingerückt worden, erhalten müssen: und eben deswegen erfülle ich mein Versprechen desto genauer, wozu mir die mit dem D. Franklin im vorigen Sommer gemachte persönliche Bekanntschaft, noch mehr aber die von ihm erhaltenen Nachrichten und Handzeichnungen ungemein behülflich seyn werden.

Der D. Franklin befand sich im Jahre 1760 in seines Vaterlandes öffentlichen Angelegenheiten zu London, und bekam daselbst die Erfindung eines

Jrr.

Irländers zu hören und zu sehen, die darinn bestand, daß einige Duzend Biergläser auf einem Tische befestigt und mit Wasser zu eben so viel verschiedenen Tönen gestimmt waren, auf deren nassen Rande durch das Reiben mit der Spitze der Finger jene Töne hervorgebracht und einige musikalische Stücke gespielt wurden. Diese Erfindung war sehr einfach, denn jeder Trinker hätte sie machen können. Sie war auch sehr unvollkommen: allein die Geschicklichkeit des Künstlers, der darauf spielte, und die Helligkeit und Süßigkeit der Töne machte sie neu und angenehm, und brachten den D. Franklin auf die Idee seines Instruments — stufenweise, so wie es mit allen Erfindungen zu gehen pflegt, ehe sie zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht werden.

Da nämlich bey des Irländers Erfindung alle Gläser fest und neben einander stehen, auch jeder Ton durch die Bewegung der Finger hervorgebracht werden mußte, folglich fast nichts als sehr langsam gehende Stücke und ohne Triller und Coloraturen darauf gespielt werden konnten: so half der D. Franklin dieser Unvollkommenheit erstlich zwar dadurch ab, daß er allen Gläsern eine gleichförmige schnelle Bewegung gab, und sie alle an einer gerade aufstehenden Spindel oder gemeinschaftlichen Axe befestigte: allein es blieben noch große Unvollkommenheiten übrig.

Diese bestanden in der Schwierigkeit der Applicatur und der Stimmung; weil jedes Glas, so oft das Instrument gespielt werden sollte, durch das hin-

eingeschüttete Wasser auf eine mühselige Art gestimmt werden mußte, und der Ton der Gläser sich dennoch oftmals mitten im Spielen aus vielerley Ursachen verstimme. Das Wasser verbrauchte entweder; oder es sog sich an der Spindel, die durch den Boden der Gläser gieng, aus den obersten Gläsern in die untersten herunter; oder es ward durch eine zu heftige und ungleiche Rotation und Schwankung der Spindel verschüttet; oder auch endlich, durch eben diese Ursache an der innern Seite der Gläser höher hinaufgetrieben als zu der Hervorbringung eines reinen und mit andern Instrumenten accordirenden Tones erfordert ward.

Er hörte daher auf, seine Gläser mit Wasser zu stimmen, und fieng an, nach Maafgabe der Glockenspiele ihnen den gehörigen Ton durch ihre verschiedne Größe und durchs Schleifen zu geben.

Dies gab ihm einen vierfachen Vortheil:

- 1) Daß er nunmehr die Gläser mit der Spindel in eine horizontale Lage,
- 2) die Gläser und Töne an selbiger näher zusammen und
- 3) an die Spindel eine Curbel oder ein Schwungrad anbringen konnte, so daß die Rotation der Gläser völlig in der Gewalt des Spielers und
- 4) nicht zu befürchten war, daß sich die Töne der Gläser jemals verstimmen würden — ein sehr großer Vortheil, der vielen andern musikalischen Instrumenten fehlet.

Nach diesen Gründen und nach vielen andern vergebnen Versuchen brachte er endlich das erste Instrument dieser Art zu Stande, welches er kurz darauf der Miß Davies, einer geschickten jungen Sängerin und Virtuofinn, verehrte, die sich damit bald in London, bald in Paris, bald in Brüssel aufhält, und durch ihre Kunst und die Trefflichkeit des Instruments vielen Beyfall und Ehre erwirbt. Alle die es gehört haben, versichern, wie der Hr. Franklin, und wie der Verfasser vorbenannter Beschreibung, daß es an Wohlklang, an Helligkeit, Süßigkeit und Reinigkeit des Tones alles übertrifft, was man sich vorstellen kann. Sehen Sie hierzu, daß es sich nie verstimmet, daß jeder Ton völlig in der Gewalt des Spielers ist, und durch einen gelindern oder festern Druck des Fingers von dem sanftesten piano durch alle Nuancen bis zum fortissimo und umgekehrt geschleift werden kann, daß die Töne eben so wenig nachschallen, als bey den Blaseinstrumenten; daß die Applicatur nicht schwer und fast eben dieselbige ist als bey dem Flügel; daß folglich der Gebrauch desselben nicht bloß auf gewisse Arten von Musik eingeschränket ist; so haben Sie einen Begriff von den Vollkommenheiten desselben. Bis ist bin ich zwar nicht so glücklich gewesen, es wie der Verfasser vorbenannter Beschreibung durch eine Miß Davies spielen und sie dazu singen zu hören; ich habe aber dennoch einen sehr lebhaften Begriff davon, weil ich wohl eher eine Miß Betty singen, und einen Versuch mit einigen auf vorbeschriebne Art gestimmten und gespielten Gläsern gehört habe, der alles bestä-

tigte, was man sich nach der Theorie und der Beschreibung vorzustellen und zu erwarten berechtigt ist.

Was man nach der Theorie kaum erwartet haben würde, daß die Töne nicht nachschallen, obgleich die Gläser in Oscillation gebracht sind, und daß sie in eben dem Augenblicke aufhören, da der Finger von dem Rande des Glases entfernt worden, auch dieses habe ich dabey gefunden, und muß aus der geschwinden gegen die Luft und Finger laufende Rotation der Gläser erklärt werden. Vielleicht werden wir hier bald Gelegenheit haben, das Instrument selbst zu sehen und spielen zu hören. Ein hiesiger sehr geschickter Mechanicus ist seit einiger Zeit damit beschäftigt, nach des D. Franklin Handzeichnungen und Vorschriften, ein dergleichen Instrument zu verfertigen, und nach dem, was ich bis jetzt davon gesehen, müßte ich mich sehr irren, wenn er nicht bald und glücklich damit zu Stande kommen sollte. Ob es dem D. Franklin mit ächten Porcellanglocken, wie er es vor hat und hofft, gelingen werde, ist eine andre Frage. Er glaubt, der Ton derselben müsse noch reiner ausfallen als bey den Gläsern. Er sparet daher auch keine Kosten, um die erforderlichen völlig runden und reinen Porcellanglocken zu erhalten: und diese denkt er nach dem natürlichen Verhältnisse zwischen den Tönen und Farben malen zu lassen, theils zur Erleichterung für den anfangenden Spieler, theils auch um aus seiner Armonica zugleich eine Art eines Farbenclavecins zu machen; welches sich jedoch bey den gläsernen Glocken

Glocken ebenfalls und ohne große Kosten wird anbringen lassen.

Damit andre Mechanici bey Nachmachung dieses Instrumentes zu keinen vergebnen Versuchen und Kosten verleitet werden, will ich von der Construction desselben noch einiges anführen. Der D. Franklin hatte sein erstes Instrument nur auf 3 Octaven eingerichtet; folglich bestand solches nur aus 36, nicht aus 41 Gläsern, wie es in jener Beschreibung heisset.

Das größte oder der tiefste Ton hatte 9 englische Zolle im Durchschnitte; das kleinste oder der höchste Ton 3 Zoll.

Die Gläser werden in abnehmender Proportion immer auf $\frac{1}{4}$ Zoll kleiner; und kann ein jedes durchs Abschleifen an der äußern Seite bis auf 5 Töne verstimmet werden.

Halbkugeln sind nach allen Versuchen die brauchbarste und bequemste Form derselben.

Sie müssen mit einen kurzen Halse gemacht werden, damit sie an der Spindel bequem befestigt werden können.

Dieser Hals hält bey der größten Halbkugel $1\frac{1}{2}$ Zoll, bey der kleinsten aber $\frac{3}{4}$ Zoll im Lichten; und ist bey der größten $1\frac{1}{4}$ Zoll lang.

Die Spindel besteht aus ungehärtetem Stahl; ist viereckicht; an dem einen Ende 1 Zoll, an dem andern aber $\frac{1}{4}$ Zoll dicke.

In den Hals der Gläser muß ein Kork gesteckt werden, damit sie die stählerne Spindel nicht berühren, welches der Reinigkeit des Tones sonst hinderlich seyn würde.

Die Gläser selbst müssen so viel möglich rein und ohne Blasen, am Rande aber völlig rund und ohne Sandklumpen seyn: und da jeder Ton durch die Oscillation des Glases in aller erforderlichen Stärke hervorgebracht wird, so ist es eine irrige Vermuthung in der osterwähnten Beschreibung dieses Instrumentes, daß der Boden des Kastens, worinn, und an dessen Rande die Spindel mit den Gläsern herumläuft, ein Resonanzboden sey. Was würde aus einem Resonanzboden werden, der von Zeit zu Zeit naß wird? Und dies ist bey der Art dieses Instrument zu spielen, unvermeidlich; denn entweder müssen die Glocken selbst oder die Spitzen der Finger, an denen sie sich herschleifen, naß gemacht werden. Wird dieses versäumt, so bleiben die Töne aus.

Daß an die Spindel ein Krumzapfen oder ein Schwungrad angebracht und daß solches getreten werden müsse; wie auch, daß eben dieses Instrument pizzicato und als ein Glockenspiel gespielt werden könne, brauche ich einem erfahrenen Künstler nicht unständiglich zu beschreiben. Es fällt einem jedem aus der Theorie und dem vorhergesagten in die Augen.

Erlauben Sie mir' ist nur noch etwas von den Lebensumständen des verdienstvollen vortrefflichen Erfinders hinzu zu setzen.

Er ist nichts weniger als ein enthusiastischer quakerischer Prediger, wofür man ihn in jener Beschreibung ausgeben will, und wozu ihn nur der sinnreiche Witz der Herren Pariser gemacht haben kann.

Europa hat ihn seit langer Zeit als einen sehr scharfsichtigen Naturkündiger gekannt und verehret. Die Gewitterelectricität kennet man durch ihn; und die electricischen Conductors, wodurch schon manches Gebäude vor dem Blitz in Sicherheit gesetzt worden, verdanken ihn hauptsächlich diejenigen, die ihren Nutzen näher kennen und besser einsehen, als wir Deutschen bisher gethan haben. In Philadelphia sind sie allgemein, und bey der englischen Marine durchgehends angebracht. Seine hiervon und von andern physikalischen Sachen handelnden Schriften sind in jedermanns Händen, und in einem der Wahrheit gemäßen Style geschrieben — lauter, einfach, klar, ohne Pomp, Schwulst und Phantasie. Umstände, die keinen schwärmerischen Enthusiasten verathen! Daß er in dem Lande aller Religionen, die einen Gott glauben, in Pensylvanien zu Philadelphia, wo denn freylich auch viel Quaker wohnen, ansässig und wohnhaft sey; daneben auch Doctor heiße, ein Titel, den in England gemeiniglich nur Geistliche zu führen pflegen; sind ebenfalls nur sehr schwache Beweise für die ihm angedichteten Religionsmeynungen und den Stand, den die Quaker selbst nicht einmal kennen. Er ist der englischen Kirche zugethan, und Doctor der Rechte, wozu ihn, als einen um die Wissenschaften sehr verdienten Mann,

Mann, ich weis nicht, welche Universität ernannt hat. Diesen Titel verdient er nun freylich auch ungleich besser als mancher unsrer graduirten, die alle Gebühren bezahlet, und bey dem Examine und der Disputation ihren blutigen Angstschweiß vergossen haben; denn ob er gleich von Profession kein Rechtsgelehrter, auch kein zunftmäßig Studierter ist, so ist er doch mehr als alles das, — ein Mann, den Genie und Fleiß zu einem Gelehrten vom ersten Range gemacht haben; ein Mann, der die Natur, die Wahrheit und sein Vaterland kennt, liebt, zu gebrauchen, zu vertheidigen und zu nutzen weis; ein Mann endlich, den man in dem letzten amerikanschen Kriege, bey dem darauf folgenden Friedensschlusse mit Frankreich, und in dem noch fortdaurenden Parlamente als einen großen Staatsmann, und als einen recht feurigen Freund seines Vaterlandes kennen gelernt hat.

Pro patria non timidus mori
non timidus loqui.

Damit mir unsre Doctores beyder Rechte den Beweis darüber nicht erst abfordern, so will ich ihn lieber freywillig geben.

In einer der ersten Campagnen gegen die Wilden, befand er sich mit auf den Cordon, den die Colonien zu ihrer Sicherheit ziehen mußten, und gegen das Ende des Kriegs im Jahre 1760, da Canada schon mehrentheils erobert, und es darauf ankam, Entwürfe zu dem bevorstehenden Friedensschlusse zu machen, gieng er nach England, das Interesse und
die

die künftige Sicherheit seines Vaterlandes zu besorgen. Hiervon habe ich einen vortreflichen Beweis in Händen — eine von ihm geschriebene und 1761 bey Th. Becket in London schon zum zweytenmale gedruckte Staatschrift unter dem Titel:

The interest of Great-Britain consider'd with regard to her Colonies and the acquisitions of Canada and Guadaloupe.

Sie ist mit einem Scharfsinn, einer Gründlichkeit, einer Bescheidenheit und einem Patriotismus geschrieben, die sie zu einem Muster in ihrer Art und mir wahrscheinlich machen, was man davon versichert, daß sie einen großen Einfluß in den Versaillischen Friedensschluß gehabt habe; wenigstens ist so viel gewiß, daß das englische Ministerium bey der Beybehaltung von Canada nach keinen, als denen darinn ausgeführten Gründen hat verfahren können. Es kam hierbey nicht blos darauf an, zu zeigen, daß der Besitz von Canada zur fernern Sicherheit der englischen Colonien nöthig sey, sondern es mußte auch der natürlichen Besorgniß der eifersüchtigen englischen Nation über den gar zu schnellen Anwachs der Colonien und über die zu befürchtende und daraus mit der Zeit erwachsende Independenz derselben vorgebeugt und abgeholfen werden, — ein sehr schweres Thema in Angesicht einer ganzen Nation auszuführen, die zu denken gewohnt ist, und oft durch mächtige Parteyen regiert wird. Er hat es aber glücklich ausgeführt, indem er der Colonie gegenwärtige und künftige Verfassung und Verhältniß gegen Großbritannien,

tannien, als ein Philosoph und Staatsmann zu berechnen und zu bestimmen, und es als ein Freund seines Vaterlandes auf der vortheilhaftesten Seite vorzustellen gewußt hat.

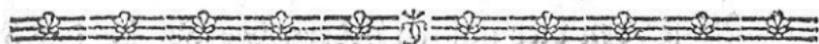
Mit eben so glücklichem Erfolge hat er in vorigem Jahre abermals eine Reise nach Europa gethan, und Namens seiner Colonie einer vom Parlamente dazu niedergesetzten Commißion die Gründe vorgelegt,

warum sich die Britische Freyheit der nordamerikanischen Colonien von dem englischen Parlamente alleine nicht mit Taxen und Gesetzen beschweren lassen könne und wolle?

Es ist Ihnen bekannt, mit welchen Augen man bey Eröffnung des Parlaments die Widersetzlichkeit der Colonien gegen die Stempelacte angesehen. Sie können also leicht erachten, was für Gelegenheit dieses dem D. Franklin gegeben, die ganze Größe seines Geistes und seiner Liebe zu seinem Vaterlande an den Tag zu legen, und wie sehr ihn die Aufhebung dieser Acte habe freuen müssen: denn diese hat seine Bemühungen auf eine solche Art gekrönt, daß sein Name in Pensylvanien und Philadelphia zu einem feyerlichen und gewöhnlichen toast geworden, und daselbst unvergeßlich geworden ist.

Hätte er auch das obenerwähnte Verdienst nicht vor sich, so verdiente er es doch zu seyn; denn auf seine Veranstaltung ist die Akademie in Philadelphia errichtet, mit seinem Gelde größtentheils die dasige
öffentl.

öffentliche Bibliothek, und das Postwesen durch ganz Nordamerika angelegt worden. Letzteres ist sein Eigenthum. Es ist eine Freude, den Mann in seinem publick Spirit reden zu hören; und eine natürliche Folge desselben und seiner übrigen liebenswürdigen gesellschaftlichen Eigenschaften, daß man ihn liebt und hochschätzt, und daß es mir leid thut, nunmehr bald noch weiter und vielleicht auf immer von ihm getrennt zu seyn. Er geht gegen Ostern nach Amerika zurück, alles desjenigen Glücks zu genießen, das er verdient, und ich ihm bis in die spätesten Jahre seines Lebens anwünsche. — Ich bin &c.



IX.

Tyrtæis ta σωζόμενα — Tyrtæi quæ supersunt omnia. collegit, commentario illustravit, edidit Christianus Adolphus Klotzcius, Altenburgi ex officina Richteria, 1767. (260 pag.)

Tyrtaus verdient es, besonders herausgegeben zu werden, und durch den Anstand einer schönen Ausgabe, in den Händen der Liebhaber eine neue Würde und Empfehlung zu bekommen. Diese ist die zweite Ausgabe vom Tyrtaus, die der Herr geh. R. Klotz geliefert hat, und sie hat durch Vermehrung der Anmerkungen und der Abhandlungen, und durch ihre äußerliche Schönheit, viele Vorzüge vor der ersten gewonnen.

gewonnen; sie ist auch statt Wignetten mit Kupferstichen von wohl gewählten geschnittenen Edelsteinen geziert; nämlich: Achill der die Zither spielt, nach Iliad. IX. v. 186. Herkules der den Sieg auf seinen Schultern trägt; der sterbende Spartaner Othryades, der auf dem Wahlplatze von den Waffen der übrigen Erschlagenen, für seine Nation Siegeszeichen aufgerichtet hat, und mit seinem Blute die Inschrift macht: Herkules den die Tapferkeit frönt; Perseus nackend, und neben ihm seine Waffen und Siegeszeichen; Herkules, der den Thracier Diomedes erschlägt; der Sieg der die Thaten der Helden wägt; das Bild des Heldenruhms (gloriae).

Außer den vier ganzen Liedern des T., die durch die deutsche Uebersetzung, die den Amazonenliedern beygedruckt ist, auch unter uns bekannter geworden, liefert der Hr. geh. R. zehn Stücke kleiner Fragmente und Ansührungen des Tyrtaeus, aus dem Strabo, Pausanias, Plutarch, Galenus. Nach dem Texte jedes Stück's folgt der Commentar des Hrn. Klotz. Außerdem was zur Kritik und Erklärung des T. zu sagen war, schweifen die Anmerkungen über andre vorkommende oder gesuchte Stellen des griechischen und lateinischen Alterthums aus. Der Hr. geh. R. hat diese Art zu commentiren nach dem berühmten Dorville angenommen. „Cum auctoris ipsius nec stylus singularis, vel eruditio reconditior vel τὰ κειμὲνα corruptio intricatior diductiorem commentarium postularent, euagatus fui in alios scriptores eorum loca etc.

Dorvil-

Dorvillii praef. ad Charitonem p. XVIII. Aus einem noch nicht herausgegebenen Mspt. einer griechischen Anthologie, welches in der Leipziger Rathsbibliothek ist, hat Hr. Klotz einige Epigrammen be-
 richtet und erklärt herausgegeben. Sie sind von den Dichtern, die aus der gedruckten Anthologie bekannt sind, und auch von dieser Art und über ähnliche Subjekte. Die Anmerkungen des Hrn. Klotz haben also wirklich das Ansehen von gelegentlichen Unterhaltungen über griechische und lateinische Literatur, welche auch für sich zu lesen sehr angenehm und nützlich sind. Diejenigen, welche sich mit Lesen der Alten, mit Rücksicht auf ihre gute Nachahmung in unsrer heutigen Dichtkunst beschäftigen, werden auf die Parallelgedanken der alten Dichter, auf die poetische Abänderung der Vergleichen, und den mannichfaltigen Gebrauch der Bilder und Metaphern im poetischen Ausdrucke aufmerksam gemacht. Bemerkungen dieser Art nähren das Genie des Dichters und bilden es; er darf diese Ausdrücke der alten Dichter sehr oft ganz sich zueignen, oder wenn er mit ihnen wohl hauszuhalten weis, ihren Gebrauch mit Freyheit und Kühnheit erweitern und abändern. Hieher gehören die Anmerkungen S. 26. über den Tropen der menschlichen Lebensalter *ἀνθος, καλαμη, πωρεα*. S. 37. *ZEUS αυχενα λοξον εχει*, die Metapher des göttlichen Unwillens. S. 42. Die mannichfaltige Abänderung des Ausdrucks: die Sonne, den Tag, sehen für leben. S. 48. *τηρομαι* schmelzen von Leiden und Betrübniß. S. 49. Vrna florens, das Bild des zärtlichen

N. Bibl. IV. B. I St. J Nach-

Nachruhms. S. 56. Die kühnen Tropen die von den Theilen des menschlichen Körpers hergenommen werden. S. 86. Wellen, Regen, Unge-
 stüm, κύμα, νεφός χειμῶν, χειμᾶς εὐδαίβυδιζ' εὐδαί,
 Metaphern der Widerwärtigkeiten und schweren
 Trübsale. S. 116. πυργος für Held. Unsere
 neuen Herausgeber der Autoren, haben dergleichen
 Wortbemerkingen schon eingeführt. Hr. Kloss hat
 es aber mit weit mehr Absicht auf die Genies der
 Dichter gethan. Man wird sie von lexikalischen
 Exempeln zu unterscheiden wissen; sie sind nicht der
 griechischen oder lateinischen Sprache allein eigen,
 sondern sie gehören zur allgemeinen poetischen
 Sprache aller Nationen, mit welcher ein jeder Dich-
 ter und Kunstrichter bekannt seyn muß. Er geht
 mit seinen Vergleichen zuweilen auch bis auf die
 besten Dichter unsrer Zeit, und überall leuchtet ein
 geprüfter Geschmack hervor. Die kritischen Berich-
 tigungen, die er beym Tyrtaus selbst, den Epigram-
 men aus dem Leipziger Mscpt. und etlichen Stellen
 aus andern Autoren unternommen hat, hat er mit
 reichen Anführungen von Erläuterungsstellen unter-
 stützt. Sie sind gemeiniglich leicht und glücklich.
 Aber hier fällt uns gleich eine kleine Bedenklichkeit
 in die Augen: Warum zweifelt Hr. Kloss S. 60.
 an der Richtigkeit der Stelle Ovid. metam. II.
 v. 771. und verändert surgit humo nigra. Die
 Allegorie des Neides hat bey dem Ovid, wie bey an-
 dern Dichtern, die Trägheit zu einem Hauptzuge,
 und das folgende: passuque incedit inertī, behau-
 ptet die gewöhnliche Lesart; surgit humo pigra.

Auf einzelne Textveränderungen können wir uns nicht weiter einlassen.

Wir würden undankbar seyn, wenn wir uns über die Freygebigkeit des Hrn. geh. R. beschweren wollten, mit der er zuweilen Dinge von ungezweifel-ter Leichtigkeit für geübte Leser erläutert; aber bey einigen Stellen werden wohl Anfänger den Com-mentar, und eine überall gleiche Vollständigkeit ver-mißen; wiewohl wir das notent tirones auch nicht zu weit ausdehnen wollen. Um eine neue lateini-sche Uebersetzung, die jeden Gedanken des Originals so vollständig und deutlich ausgedruckt hätte, als in der lateinischen Sprache wohl allein möglich ist, und die wir von den großen Talenten des Hrn. Verf. zu wünschen berechtigt wären, möchten wir lieber etwas von jener Sorgfältigkeit entbehrt haben. Wir würden sie als ein Meisterstück von der klassisch latei-nischen Schreibart, und der poetischen Latinität des Hrn. Klotz angenommen haben; und durch sie wür-den einige Stellen auf das eigentlichste in ihr rech-tes Licht gestellt, und der Sinn, den Hr. Klotz ihnen giebt, deutlich ausgedruckt werden. *J. E. I. v. 7.*
ΕΧΘΡΟΣ γὰρ τοῖσι μετῴσεται ἔς κεν ἰκῆται.

Nach den Liedern des Tyrtaüs und den Frag-menten folgen zwei schöne Abhandlungen: über den Tyrtaüs, und über die Kriegslieder ver-schiedner Völker. In den ersten wird die Zeit-rechnung des T. nach den verglichenen Quellen be-stimmt; sein Vaterland (Athen, nicht Lacedämon) seine Geschichte, und die ganze Begebenheit des mes-senischen

senischen Krieges aus vollständig angeführten Stellen der Geschichtschreiber erzählt. Pausanias sagt, *ἡν διδασκαλος γραμμάτων*, eine Bestätigung, daß die Dichter nicht sehr die so genannten trockenen Schulwissenschaften zu scheuen haben. Bey den alten und neuern Schriftstellern hat sich der Name und das Verdienst des T. mit vielem Ruhme erhalten. Noch lange nach ihm behielten die Lacedämonier das Institut sich zu dem Treffen durch feyerliche Aufführung der tyrtaïschen und ähnlichen Kriegslieder (*εὐβατηρία*) vorzubereiten, und selbst, nach der mit ihnen harmonirenden Kriegsmusik, in dem Anmarsche Takt und Ordnung zu halten. Auch in der Versammlung des Heeres um das Gezelt des Königes, vor dem Treffen, wurden die Gedichte des T. vorgelesen. Eine Stelle des Isokurgus (*orat. contra Leocratid.*) scheint anzuzeigen, daß das erste von den Liedern, die wir haben, auf jene Weise gebraucht worden ist. Ob aber diese Lieder unter den *εὐβατηρίοις* wirklich zu verstehen sind, ist nicht so ausgemacht. Dies alles trägt Hr. Kl. mit den eigenen Worten der Schriftsteller vor, die er mit Sorgfalt gesammelt, und mit eben so vieler historischen Gelehrsamkeit genutzt hat. Bey der litterarischen Historie der Gedichte des Tyrtaus, wird der unwissenden, und gegen die Wissenschaften und Künste feindseligen Jahrhunderte gedacht, in denen des T. wie so viele andre alte Meisterstücke verloren gegangen sind. T. ist vorhin, nie vor sich, sondern in Sammlungen andrer kleinern Dichter herausgegeben, als nur einmal in England mit einer englischen

ſchen Ueberſetzung London 1761. — Die ſo vorzügliche als ſeltene Sammlung des Fulvius Urſinus, die der Hr. geh. R. vermißt hat, (*Collectio carminum novem illustrium foeminarum etc.*) in der die Lieder des Tyrtäus ſich auch befinden; wird vielleicht aus der Büchersammlung eines unſrer berühmten hieſigen Philologen, durch einen neuen Abdruck gemeiner gemacht werden. —

Ueberſetzungen des T. hat man; lateiniſch, vom Camerarius und Hieron. Oſius; die Unrichtigkeit dieſer letztern zeigt Hr. Kloß in verſchiedenen Stellen ſeiner Anmerkungen; jene iſt allein aus Fabricius (*biblioth. gr.*) bekannt. Engliſch, außer der dritten Elegie, in *miscellaneous poems original and translated by ſeveral hands published by Mr. Conenan, London 1724.* in der eben angeführten Ausgabe. Das dritte Lied welches aus dieſer Ueberſetzung ganz eingerückt iſt, zeigt, daß der engliſche Ueberſeher durch ſeine obſchon nicht ungetreue Paraphraſe, die Stärke ſeines Originals oft geſchwächt habe. Viel mehr muß die franzöſiſche Ueberſetzung (*in theatre & oeuvres diverses de Mr. Sivny*) mißfallen; ſie giebt einen ganz travestiirten Tyrtäus. Zur Probe ſteht hier eben dies dritte Lied. Vor allen giebt Hr. Kloß der Deutſchen einen ſehr ſchmeichelhaften Beyfall, und hat ſie deswegen am Ende dieſer Ausgabe ganz abdrucken laſſen.

Eben die ſowohl alte als moderne Gelehrſamkeit und Kritik, verbunden mit der unterhaltenden

Schreibart des Hrn. geh. R., machen das Verdienst der zweyten Abhandlung über die Kriegslieder verschiedner Nationen aus, die wir mit ungemeynem Vergnügen gelesen, und sie hier im Auszuge liefern; sie ist nach dem kurzen Entwurfe in der ersten Ausgabe weit vollständiger ausgearbeitet. Der Paean der Griechen war zweyerley; vor dem Treffen an den Mars *εὐαλιος*, nach dem Treffen an den Apollo (der eigentliche *παιαν*). Die Perser, die übrigen Barbaren, die Römer auch, giengen unter einem fürchterlichen Geschrey ins Treffen. Der alten Deutschen *barditus*, wie Tacitus es von ihren Barben nennt, soll, wie er sagt, einem deutschen Hercules gesungen worden seyn. In den christlichen Jahrhunderten, wurden statt dieser Kriegsgeschreye, ein gottesdienstliches Kyrie eleison, Deus nobiscum, Halleluja, oder gloria in excelsis Deo eingeführt. Die bey dem Feldgottesdienste unter den griechischen Kaysern angeordneten Lieder und Gebete, gehören hier eigentlich nicht her. Doch giebt Hr. Kloss aus des berühmten Sarbieu *lyricis* l. 4. c. 24. ad diuam virg. Mariam Paean *militaris Polonorum* etc. einen solchen Gesang, der bey dem Anfange des Treffens polnisch gesungen worden. Von einem alten Gedichte auf den Krieg, aus den Zeiten Heinrich des Vogelftellers, in Morhofs *Untericht von der deutschen Sprache und Poesie*, ist die erste und letzte Strophe zur Probe eingerückt. Die Kriegslieder des preussischen Grenadiers, von denen das erste hergeseht ist, erhalten ihr verdientes Lob und Bewunderung; die Nachahmung

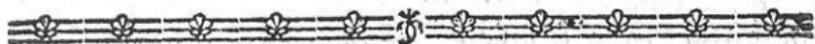
des

des dänischen Grenadiers ist weit unter ihrem Originale. Bey den alten nordischen Nationen sind die Kriegslieder ihrer Skalden fast auf gleiche Art und mit gleichem Erfolge als des Tyrtäus gesungen worden. Die Skalden waren nicht nur Dichter, sondern selbst Gefährten des Krieges und Mitstreiter. Zu der alten dänischen Poesie giebt Hr. Klotz eine vollständige Bücherkenntniß. Ein ganzes Gedicht des Königs Regnar Lodbrogs (er wurde von seinem Feinde dem Könige in England, auf eine sehr grausame Weise durch giftige Ottern hingerichtet, und besingt sterbend seine Thaten, wovon auch wir in der Bibl. bey Gelegenheit der Recension des Ossians einige Strophen ins Deutsche übersetzt haben,) wird nach der Uebersetzung des Claus Worm angeführt. Einige Gedanken sind den tyrtäischen sehr ähnlich, aber im Ganzen ist das Gedicht mehr eine Romanze als eine tyrtäische Elegie. Hr. Klotz hat Anmerkungen von Worm, Mallet und ihm selbst darunter gesetzt. In des Saro Geschichte stehen noch verschiedne Gedichte, mit denen Hr. Klotz seine Leser bekannt macht. Saro hat sie in lateinischen Versen übersetzt, die ihm Ehre machen. So viel von den Gedichten, die man unter dem Namen *παιαν* bringen kann. Eine zweyte Klasse machen die *επιμικια* Siegeslieder. Hebräische sind 3. E. das Lied Moses nach dem Durchzuge durch das rothe Meer, (vielleicht das Jos. 10, 13. und 2 Sam. 1, 18. angeführte Buch der Gerechten,) der Gesang der Hebräerinnen auf den Zweykampf Davids mit Goliath, und vor allen das Lied

der Debora. Von alten griechischen sind einige Spuren, von des Apollo auf Jupiters Sieg über den Saturn, Tibullus l. 2. eleg. 5. der Messenierinnen auf den Sieg des Aristomenes über die Sacedämonier Pausan. 4, 16. des Callimachus bey dem Athenäus und in den Fragmenten von ihm. Lateinische sind wenigere (vielleicht Horat. carm. 4, 4.). In des Flavius Vopiscus Aurelianus kommen Ballistia vor, (Lieder zur Paukenmusik βαλλεισσι τυπτεν τα τυμπανα), die über dieses Kaisers sarmatischen Sieg aufgeführt worden sind. Von den Galliern erzählt Diodor. Sic. daß sie bey ihren Siegesaufzügen υμνον επινικιον gesungen. Aus Schilters thes. antiquit. teutonic. ist ein solches Lied auf des König Ludwigs Sieg über die Normannen im Jahre 883. Zuletzt zeigt Hr. Kloss einige neuere Gedichte dieser Art an. Die letzte Klasse dieser Abhandlung machen die kleinen Ermunterungs- oder Angedenkenslieder, unter welche die σκολια gehören. Hr. Kloss handelt von diesem Worte philologisch, und giebt zwey besonders vortreffliche zu Beyspielen; eins ist aus Henr. Stephani carmin. poetar. nouem fragm. das andere ist das berühmte Lied auf die Hinrichtung des Tyrannen Hipparchus. Εν μυστι κλαδι το ξιφον φορησω. Lowth praelect. de poesi sacra hebr. praefat. Herr Kloss hat eine Vermuthung, daß Sap. Sirach. 35, 4. ein Fragment eines solchen Gedichtes sey. Noch sagt Hr. Kloss ein Paar Worte über die Gedächtnislieder der alten Lateiner, Franken und Deutschen. In der Bibliothek Carl des Großen, soll von ihnen eine

eine Sammlung gewesen seyn, deren Verlust wir zur Ergänzung der Geschichte bedauern müssen.

Der Hr. geh. R. Klotz nimmt mit dieser Ausgabe des Tyrtaus von seinen kritischen Arbeiten Abschied. Er verlangt, da er abtritt, mit dem Zusatzen seiner Leser begleitet zu werden, und wie gern wird nicht jedes die Aufforderung annehmen, es müßte denn aus Mißvergnügen über seinen Vorsatz zum Dissidenten werden. Aber im Ernste wünschen wir von dem Hrn. Klotz durch einen noch öftern Vortritt dieser Art ergötzt zu werden, wo ihn der Beyfall, den ihm auch gegenwärtige Arbeit gewiß erwirbt, allezeit begleiten wird.



X.

Eloge Historique de M. le Comte de Caylus, lu à la rentrée publique de l'Académie Royale des Inscriptions & Belles lettres: le Mardi 8 Avril 1766, par M. le Beau, Secrétaire perpétuel de la même Académie. (4to. 24 pag.)

Der Graf Caylus hat uns durch seine Gelehrsamkeit und große Kenntniß in den schönen Künsten und Wissenschaften so oft zu angenehmen Artikeln in der Bibliothek Anlaß gegeben, daß wir sein Andenken durch eine Uebersetzung dieser Lobschrift darinnen zu erhalten, für eine Pflicht ansehen;

und wer wird auch außerdem nicht begierig seyn, einen solchen Mann näher kennen zu lernen?

Anne = Claude = Philipp de Thübieres, de Gri-
moard, de Pestels, de Levy, Graf von Caylus, durch
das Geburtsrecht Rath bey dem Parlament von Tou-
louse, war zu Paris am 31 Oct. 1692 geboren. Die
Familie von Thübieres, ursprünglich von Kovergve
gebürtig, genoß die Vorzüge des hohen Adels schon
seit dem zwölften Jahrhunderte. Jean-Anne Graf
von Caylus, sein Vater, war mit dem Dauphin er-
zogen worden, und starb als General-Lieutenant der
königl. französischen Truppen 1705. Er hinterließ
zween Brüder, die in verschiednen Ständen und
zwey verschiednen Reichthümern einen nicht weniger vor-
züglichen Rang besaßen. Der eine gieng in Spa-
nische Dienste, wurde Grand d'Espagne von der er-
sten Klasse, Ritter des goldnen Fließes, Generalis-
simus der Armeen Philipp des Vten, und starb als
Vizekönig von Valenzia 1760. Der zweyte hatte
nur einen Titel, aber seine Tugenden gaben ihm ei-
nen Glanz, der über alle menschliche Würde erhaben
war: wir meynen den berühmten Bischoff von Au-
xerre. Unser Graf von Caylus hatte noch einen
Bruder, Maltheser-Ritter, Chef einer Escadre, und
General-Gouverneur der Inseln par lo Vento, wie
man sie zu nennen pflegt, wo er 1750 starb. Ihre
Mutter Marthe Margverite de Balois, Marquise
de Bilette, hatte zum Großgroßvater den Theodor
Agrippa d'Aubigne, der eben so berühmt durch seine
Schriften, als durch seine Gelehrsamkeit war, Hein-
rich

rich den IVten in allen seinen Schlachten begleitete, und erst nach seiner Religionsveränderung verließ. Die Madame de Maintenon war mit der Gräfinn von Caylus Geschwisterkind.

Der Vater des jungen Grafen ließ es sich vor allen Dingen angelegen seyn, ihn abzuhärten und ihm eine feste Gesundheit zu verschaffen: es gelang ihm auch, denn er schien die empfindlichsten Uebel oft weniger zu fühlen, als andre, die bloße Zeugen waren. Die Mutter gab sich alle Mühe, seinen Verstand und sein Herz zu bilden, und niemand war dazu fähiger. Ihre liebenswürdigen Eigenschaften machten sie zu einer Zierde des Hofes. Sie wußte ihm die Liebe zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit, die Großmuth einzulößen, nebst einer Offenherzigkeit, die nicht ohne Klugheit war, und einer lebhaften Empfindung von Ehre. Aber die Grazien des Verstandes der Gräfinn, nahmen in ihrem Sohne eine kühne und militärische Farbe an: aus sich selbst schöpfete er Heiterkeit, Geschmack an Ergötzlichkeiten, eine Liebe zur Unabhängigkeit, und bey einer unverbrüchlichen Hochachtung für die Person des Fürsten, eine unüberwindliche Entfernung für die Sklaverey des Hofes.

Nach zurückgelegten Uebungen gieng er unter die Musketairs, und bey seinem ersten Feldzuge 1709 that er sich durch seine Tapferkeit hervor. Der König beehrte ihn in Gegenwart des ganzen Hofes mit Lobsprüchen, und belohnte ihn mit einer Rittmeisterstelle bey der Gendarmerie. Im Jahre 1711 wurde

er Obrister eines Dragoner-Regiments, das seinen Namen führte, und an dessen Spitze er sich in Catalonien hervorthat. Er befand sich 1713 bey der Belagerung von Freyburg, und lief bey dem Angriffe des bedeckten Weges, wo es so mörderisch hergieng, große Gefahr. Die Gunst der Mad. de Maintenon, die auch den Mangel des Verdienstes ersetzen konnte, wäre leicht im Stande gewesen, das seinige sehr vortheilhaft geltend zu machen, wenn es seinem Charakter wäre gemäß gewesen, sich zu solchen Familienabsichten zu bequemen. Der Muth, der ihm von Natur eigen war, fand einen sehr leichten und bequemen Weg, zu den höchsten Ehrenstellen empor zu steigen. Aber der Rastädter Frieden setzte ihn in eine Unthätigkeit, mit der sich seine Lebhaftigkeit nicht vertragen konnte.

Er that eine Reise nach Italien. Seine Neugierde schweifte hier durch alle Wunder dieses Landes umher, wo das Alterthum noch so viele Reste der Kunst darbeut, und allezeit fruchtbar, auch unter den Ruinen bisweilen aus ihren Gräbern hervorsteiget, um Künstler zu zeugen, die durch eine glückliche Nachahmung selbst neue Muster hervorbringen. Noch waren die Augen des Grafen nicht gelehrt genug, sie öffneten sich aber bey dem Anblicke so vieler Schönheiten und lernten sie kennen. Er durchstrich die Küsten von Sicilien. Die Annäherung einer edlen Gefahr zog ihn nach Maltha, welcher Insel die Ottomannische Macht damals den Untergang drohte. Die Ritter aus ganz Europa begaben sich dahin.

Der

Der Graf bot seinen Degen, und man nahm ihn an. Allein die Furcht war vergebens. Er kam im Monat October 1715 nach einer Abwesenheit von einem Jahre nach Paris zurück. Der Geschmack an Reisen, und die Begierde Alterthümer aufzusuchen, bewog ihm, dem Dienste zu entsagen.

Acht Monat darnach machte er sich die Gelegenheit zu Nuße, nach den Morgenländern zu gehen. Er begleitete den Mr. de Bonac, der den Hrn. Desalleurs bey der Ottomannische Pforte ablösete. Als er nach Smyrna kam, machte er sich den Aufenthalt einiger Tage zu Nuße, um die Ruinen von Ephesus zu besuchen, die ungefähr eine Tagereise davon entfernt sind. Vergebens suchte man ihn durch die Vorstellung der Gefahren, die er dabey laufen könnte, abwendig zu machen. Der fürchterliche Caracayali, an der Spitze einer Menge von Straßenräubern, hatte sich des Landes bemächtigt, und trug das Schrecken durch ganz Natolien; aber die Neugier siegte im Grafen allezeit über die Furcht. Er bediente sich einer List, die ihm auch gelang. Er kleidete sich in schlechtes Seergeltuch, und nahm nichts zu sich, was auch den bescheidensten Räuber hätte reizen können: so begab er sich unter den Schutz zweener Räuber von der Bande des Caracayali, die nach Smyrna gekommen waren, wo man sie aus Furcht duldete. Er wurde unter der Bedingung mit ihnen einig, daß sie die Belohnung nicht eher als nach seiner Zurückkunft erhalten sollten. Da also seine Erhaltung ihr Vortheil war, so hätte er sich
nicht

nicht getreuerer Führer wählen können. Sie brachten ihn mit seinem Dolmetscher zu ihrem Anführer, der ihn auf das gütigste aufnahm. Von dem Bewegungsgrunde seiner Reise unterrichtet, bemühte sich Caracayali selbst seine Neugier zu unterstützen: er sagte ihm, daß in der Nachbarschaft Ruinen lägen, die seiner Aufmerksamkeit würdig wären: und um ihn desto geschwinder dahin zu bringen, ließ er ihm zwey arabische Pferde von derjenigen Art geben, die man Rennpferde nennet, welche man für die besten von der Welt hält, so sehr sind sie sowohl ihrer Geschwindigkeit als ihrer Geduld wegen geliebt. Der Graf fand sich so schnell bey den angezeigten Ruinen, als ob er hingezaubert wäre: es waren die von Colophon. Er bewunderte daselbst die Ueberbleibsel eines Theaters, wovon die Sise, die sich aus einem Felsen, welcher nach dem Meere zugiehet, erhoben, vormals mit dem Vergnügen des Schauspiels noch einen Anblick voller Reiz und Abwechslung vereinigten. Er kehrte von dar wieder zurücke, um die Nacht in einem Fort zuzubringen, welches den Caracayali zu einem Zufluchtsorte diente, und den Morgen darauf begab er sich in die Gegend, wo vor Zeiten die Stadt Ephesus stand.

Ich werde nichts von dem Zustande sagen, in welchem er diesen Ort und den berühmten Dianentempel fand: zumal da er selbst davon in einem Aufsatze Rechenschaft gegeben. Ich will nur einen einzigen sinnreichen Zug daraus anführen: Der Anblick von den Ruinen von Ephesus, sagt er, von denen die
Türken

Türken Säulen und Kapitälcr weggenommen, zer-
schlagen, zerfäget, umgestürzet, und ohne Ordnung
und Regel gestellet haben, um ihre Häuser und Mo-
scheen daraus zu bauen, habe auf ihn eben die Wir-
kung gethan, als der größte Theil der neuern Aus-
legungen über antike Monumente auf einen alten
gelehrten Griechen thun würde, wenn er wieder auf
die Welt kommen sollte. Aber meiner Meynung
nach würden diese von den Türken aus den schönsten
Zierathen der alten Architektur so schlecht erbauten
Hütten noch besser diese Werke der Poesie und Prosa
vorstellen, in denen man die reichen Erfindungen der
Alten, ungeachtet ihres Widerstandes, durch eine un-
geschickte und grobe Nachahmung zerstückelt, übel
angebracht, und verunstaltet übergetragen findet.

Nach einem Aufenthalte in Constantinopel von
zween Monaten, besuchte er den Ottomannischen
Hof, den der Krieg in Ungarn nach Adrianopel ge-
zogen hatte. Das ganze Land war von der Pest an-
gestecket, der Graf aber blieb von jedem Anfälle frey.
Seine Heiterkeit und natürliche Unererschrockenheit
überhob ihn diesfalls jeder Unruhe, und die Güte
seines Temperaments setzte ihn davor in Sicherheit.

Er durchstrich die Enge der Dardanellen, um
die so reichen und blühenden Gegenden in den Ge-
dichten des Homer kennen zu lernen. Und ob er
sich gleich keine Rechnung machte, ein Ueberbleibsel
von den alten Iliou zu finden, so hoffte er doch an
den Ufern des Xanthus und Simois herum zu spa-
zieren. Aber diese Flüsse waren verschwunden; die
Thäler

Thäler vom Berge Ida, die das Blut von so vielen Helden getrunken, waren nichts mehr als ein wüster und wilder Boden, die kaum den Sproßlingen von Eichen einige Nahrung gaben, deren Zweige auf der Erde krochen, und fast in ihrer Geburt vertrockneten.

Hier beschloß er seine Entdeckungen im Oriente. Die zärtliche Liebe seiner Mutter, die ihn unaufhörlich zurück berief, that seiner Neugier Einhalt. Es war der 27 Febr. 1717, als er in den Hafen von Marseille eintraf. Seine Freunde haben ihn mehr als einmal bedauern hören, daß er nicht bis nach China gekommen. Er suchte sich aber dadurch schadlos zu halten, daß er alles sammelte, was nur die Neugier in diesem Lande reizen kann, und ihm die Schiffs-Capitaine der Indianischen Compagnie mitzubringen, sich ein Vergnügen machten.

Er that noch zwei Reisen außer Frankreich, indem er zu zwey verschiednenmalen nach London gieng.

Ungeachtet er nun ein sitzendes Leben anfieng, so war er nichts destoweniger thätig, und ob er gleich von Geschäften ein Feind war, so machte er sich doch aus allen Vergnügungen des Lebens eines. Er beschäftigte sich mit der Musik, dem Zeichnen, der Malerey. Er schrieb, es waren aber dies bloße Spielwerke und Caprizen der Gesellschaft, auf die er niemals mehr Sorge verwandte, als sie verdienten. Volker Feuer und Lebhaftigkeit unterwarf er sich niemals einer äußerst kritischen Richtigkeit des Styls.

Hier.

Hierinnen suchte er keine andre Vollkommenheit, als das Vergnügen seiner Freunde. Er erwartete alles von der Natur, und sie kam ihm darinnen nach Wunsche zu Hülfe. Um von den Werken der Kunst zu urtheilen, besaß er diesen Geschmack, dieses Gefühl, das sich weit über allen Fleiß erhebt, weit sicherer als alle Vernunftschlüsse, und weit geschwinder als das Nachdenken ist. Sein Auge hintergieng ihn auch beym ersten Anblicke selten; gleich faßte es alle Schönheiten und Fehler.

Ich überlasse die Sorge den Künstlern, seine Talente in der Kupferstecherkunst zu entwickeln, die eine Zeit lang seine Lieblingsneigung ausmachte. Es ist genug, wenn ich so viel sage, daß ihm keine Zeichnung von großen Meistern, in die Hände fiel, die er nicht so gleich in Kupfer grub, und durch die Leichtigkeit und Aemsigkeit in der Arbeit, brachte er ein Werk zusammen, welches, was die Anzahl der Blätter betrifft, auch die Sammlung der fruchtbarsten und arbeitsamsten Künstler dieser Art übertrifft. Hr. Mariette sein Freund, ist vielleicht der einzige, der diese Sammlung vollständig besitzt. In diesem Cabinette, das mit Recht ein Tempel der Künste genennet zu werden verdienet, findet man die Versuche des Grafen von Caylus zu den Werken der berühmtesten Künstler gestellet.

Blos seiner Liebe für die Künste und der Begierde, ganz Europa mit demjenigen bekannt zu machen, was Frankreich nur Seltnes in dieser Art aufzuweisen hat, danken wir das prächtige Werk,

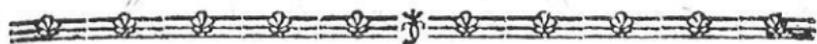
welches uns die geschnittenen Steine aus dem Cabinette des Königs in Kupfer vor Augen legt. Die wahre Beschaffenheit davon ist folgende: Der Graf von Caylus bediente sich der Reissfeder des Bouchardon, dieses großen Zeichners, der durch seine Nachahmung der Antike, welche er sich durch lange Übung und Fleiß ganz eigen gemacht, selbst unachahmlich geworden. Zur Erklärung der Subjecte, war eine Feder nöthig, deren Richtigkeit und Annehmlichkeit der Delikatesse so vieler vortrefflicher Meisterstücke eine Gnüge thun möchte. Er fand sie in den Händen des Hrn. Mariette. Dieser geschickte Kenner hat diese Materie in verschiedenen Abhandlungen erschöpft, wo er den Weg zeigt, den die berühmtesten Künstler in einer Kunst genommen haben, die, durch den großen Verstand und Feinheit der Arbeit auf so kleine Objecte, die Kunst der Natur in Bildung der Insekten nachzuahmen scheint.

Im Jahre 1731 wurde der Graf in der königl. Akademie der Malerey und Bildhauerkunst als ein Ehrenliebhaber aufgenommen. Da er seine Titel gern realisirte, und sie für etwas geringes hielt, wenn er nicht damit ein Geschäfte verbinden konnte, so schonte er weder Arbeit, noch Credit; noch Vermögen, um den Künstlern Einsichten zu verschaffen, sie zu unterstützen und in Bewegung zu setzen. Er verfertigte die Lebensbeschreibungen der berühmtesten Künstler und Bildhauer, die dieser ansehnlichen Akademie Ehre gemacht haben, und um die Gränzen der Kunst zu erweitern, die sich ihm in einem zu engen

Zirkel

Zirkel herumzudrehen schien, sammelte er in drey verschiedenen Werken neue Subjekte zu Gemälden, die ihm bey der Lektüre der Alten vorgekommen waren. Den Künstlern kömmt es zu über den Nutzen dieser Sammlungen zu urtheilen, und zu entscheiden, ob diese schönen Bilder, die der Pinsel des Homer und Virgil mit so vieler Leichtigkeit als Kraft für den Geist ihrer Leser gezeichnet haben, alle von der Beschaffenheit sind, auf die Leinwand getragen oder in Marmor gehauen zu werden.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)



XI.

Vermischte Nachrichten.

Strasburg. F. W. G. Sämmtliche poetische Werke: bey Carl Nicolaus Behn, 1765.

Wenn wir noch nicht diese Ausgabe von den Gedichten eines unsers besten Dichters in der Bibl. angezeigt haben, so ist es blos deswegen geschehen, weil wir wußten, daß sie ohne dessen Vorwissen von einem gewinnsüchtigen Buchhändler zusammengerafft waren: desto weniger aber können wir jetzt umhin, die Käufer davor zu warnen, da uns der Dichter selbst eine Ausgabe veranstaltet, die nicht nur eine vollständige Sammlung aller seiner geistreichen Werke enthalten, sondern auch, in Absicht auf die bereits gedruckten, so gebessert erscheinen wird,

daß wir es der Mühe werth halten, unsern Lesern einen angenehmen Vorschmack in folgenden Proben davon zu geben.

Der erste Kuß.

Lange weigerte mir Doris
 Ihren ersten Kuß! sie sahe
 Lauber sich mit Tauben küssen,
 Dennoch wollte sie nicht küssen.
 Lieder von dem holden Amor,
 Ihr gesungen, sang sie selber,
 Dennoch wollte sie nicht küssen!
 Endlich waren wir im Garten
 Welchen mein geliebter Vater
 Seiner Liebe pflanzte, sagend:
 Scherzet, holde Liebesgötter,
 Scherzet hier in diesem Garten!
 Und da warfen wir vertraulich,
 Uns mit jungen Rosenknospen,
 Und da fragt ich sie vertraulich:
 Willst du mich nicht einmal küssen?
 Einmal will ich, sagte Doris,
 Aber triff mich erst von weiten
 Hier in meiner liebsten Laube.
 Hurtig pflückt ich zwanzig Knospen,
 Hurtig steht ich: Amor, Amor,
 Laß mich, laß mich sie doch treffen!
 Hurtig traf ich! gieb o Doris!
 Gieb den theuren Preis der Wette!
 Zehnmal weigert sie, zu geben,
 Sagend, wie zum Spott der Liebe:
 Noch einmal mußt du mich treffen.
 Plötzlich traf sie an den Busen
 Eine schwere Rosenknospe:
 Augenblicks in dem sie's fühlte,

Deffnete die Rosenknospe
 Das Behältniß der Gerüche,
 Und, ihr Schönen, welch ein Wunder!
 Amor kam heraus gesprungen.

Raphael der Göttermaler
 Sollt ihn malen, Worte fehlen.
 Schönheit, Grazie, Vergnügen,
 Freude, Wonne, Rosen, Engel
 Alle diese sagen wenig!
 Knabe war er, und auch Mädchen!
 Auf der Schulter hing ein Köcher!
 Kleine Geister, klein, wie Bienen,
 Schwärmt um den Gott, gehorsam
 Seine freundlichen Befehle
 Zu vollziehen. Große Geister
 Nicht erschaffen, zu gehorchen,
 Nennen diese kleinen Geister
 Amoretten oder Sylphen.
 Mit zufriedner Wollustmine,
 Lächelte der Götter Knabe.
 Schwebend hing er, wie ein Engel
 Zwischen mir und meinem Mädchen,
 Welches aus der Laub' entflohe,
 Wie vor Falken eine Taube.

Kleines Märchen, rief ihr Amor.
 Kleines Märchen, sey nicht bide!
 Komm! sonst nehm ich meinen Bogen
 Und du wirst ihm nicht entrinnen!
 Fertig hielt er seinen Bogen!
 Aber Doris kehrte wieder,
 Und da sprach der Götterknabe:
 Wirf noch eine deiner Knospen
 Nach dem Mädchen, ich will sehen,

Ob du treffen kannst. Ich zielte
 Warf und traf sie! Aber Himmel!
 Welch ein Schrecken! meine Doris
 Sant dahin, und Mörder! Mörder!
 Rief sie, sieh! ich bin verwundet!
 Aber Amor ihrer spottend
 Wiederholte: Mörder! Mörder!
 Wief mit seinem kleinen Finger,
 Einen Pfeil in ihrer Wunde,
 Tröstete das Mädchen, sagte:
 Siehst du, lieber Knospen Schütze,
 Diesen Pfeil gab ich der Rose,
 Deine Lieder von dem Amor
 Zu belohnen. Sieh! du solltest
 Deine Doris selbst bezwingen,
 Und für ihren Spott der Liebe
 Sie bestrafen. Dies gesaget,
 Fiel von seinen Götterlippen
 Auf die Wund ein Kuß, und plögllich
 War sie heil! und meine Doris
 Flog in meinen Arm und küßte
 Mir den ersten Kuß. Ihr Götter,
 Da war ich in eurem Himmel!
 Und die zärtliche Geliebte
 Seufzte: hätt ich doch schon lange
 Dir den ersten Kuß geküßet.
 Zarte Neuerfüllten Thränen,
 Träufelten von ihren Wangen.

Sammet, sprach der Gott der Liebe,
 Sammet Sylphen diese Thränen,
 Denn sie sollen Perlen werden,
 Und die Göttinn von Cythere,
 Oder Psyche soll sie tragen!
 Fleißig sammelten die Sylphen,

Und ihr Schönen, welch ein Wunder!
 Augenblicks, auf einem Wagen,
 Mit Gespann von zweyen Tauben,
 Kam die Göttinn von Cythere;
 Amor flog an ihrem Busen,
 Und, o welch ein Pomp! die Tauben
 Flogen mit dem Muschelwagen
 Himmelan, und ich und Doris,
 Sahen ihn wie einen Wagen,
 Dann wie eine große Sonne;
 Dann wie einen Feuerfunken,
 Dann war er nicht mehr zu sehen!

Das Mopsgen.

Wie fandest du mich hier
 Du kleines Mopschen! komm!
 Komm her auf meinem Schooß!
 Sanft streicheln will ich dich,
 Und dann erzählst du mir
 Warum du mich besuchst?

Mein Herr befahl mir an
 Zu gehn in dieses Haus,
 Und Wächter drinn zu seyn!

Und Wächter drinn zu seyn?
 Was wäre denn darinn,
 Das zu bewachen ist?

Bewachen soll ich euch!
 Ihr schöne Nymphe sollt,
 Mit keinem andern hier
 Als mit Alexis nur
 Euch küssen, und ihr sollt
 Hier immer einsam seyn,

Und keinen fremden Mann,
 Einlassen in das Haus,
 Und beissen soll ich euch,
 Wenn einen fremden Mann,
 Ihr eure Hände gebt,
 Und leiden soll ich ihn
 In euren Armen nicht!

Auch keine fremde Frau?

Alexis gab davon,
 Mir keinen Unterricht!
 Laßt mich, geschwind, geschwind,
 Und klüger komm ich bald
 Hieher von ihm zurück!

An Hrn. Ewald Christian von Kleist.

Freund, welch ein liebliches Geschwäge
 Hier dieser Quelle! laß dich nieder!
 So schwäzete des Tejers Quelle
 Wenn er im Schatten seines Baumes
 Den Rausch der Blätter und die Lispel
 Des Zephirs hörte; laß dich nieder!
 Und sitze neben mir, und höre
 Die Muse meines Tejers, höre
 Die Harmonien seiner Leyer,
 Und sieh den Bacchus und den Amor
 Ihm Horchen, sieh die Huldgöttinnen
 Ihm lächeln, sieh den offenen Busen
 Cytherens wallen, sieh die Nymphen
 Der Brunnen ihre Wasserkrüge
 Verlassen, und zu dieser Quelle
 Herfliegen, alle, schon im Fluge
 Den Säng' er horchend, alle wollen
 Ihn hören: wollten doch die Nymphen,
 Die Nymphen, Liebster, nur die Nymphen,

Auch die Gesänge dessen hören,
 Der hier, geschmiegt an deinen Busen,
 Das edelste der Herzen höret!
 O welch ein Thal! die Sonne strahlet
 Hier lieblicher, als in dem Kerker
 Der Städte, sieh! o Freund! den Himmel
 Wie lacht er über uns! wie glänzet
 Auf jenen Gipfeln der Gebürge
 Die Lanne! welchen kühlen Schatten
 Wirft diese Linde! welche Stille
 Herrscht hier! hier ist das Land des Friedens.
 O Freund, hier laß uns, weit entfernt
 Von Kron und Scepter, Hütten bauen,
 Und einen artgen kleinen Tempel
 Der Freundschaft! hier soll unser Leben
 Wie dieses kleinen Baches Wellen
 In stiller Wonne zwischen Blumen
 Hinfließen, unbetrübt von Sorgen,
 Kein Fürst soll hier mit seinen Narren,
 Kein Held mit seinen Legionen,
 Kein Pabst mit seinen Cardinälen
 Uns ärgern; kein Gebrüll der Laster
 Soll uns hier stören; Freund, wir wollen
 Hier fromm seyn, hier dem Himmel leben,
 Ihm leben, aber ihn nichts bitten.
 Hier wollen wir uns kennen lernen,
 Und scherzen wollen wir und lachen.
 Und daß uns keine Freude fehle,
 So wollen wir, o Freund, auch küssen!
 Geh, hole deine Wilhelmine
 Das gute Mädchen, welches Amor,
 Dir gab für eines deiner Lieder!
 Ich hole meine kleine Doris!
 Die süßer lächelt, süßer singet,
 Als irgend eine von den Musen!

Der Regenbogen.

Einer Schönen blasse Wangen,
 Färben sich mit holder Röthe,
 Wenn ein Bräutigam sich meldet.
 Hoch erhöhet wird die Röthe,
 Gleich der Farbe junger Rosen,
 Wenn dem Bräutigam die Mutter
 Seinen ersten Kuß erlaubt;
 Aber wenn die Schöne selber
 Seinen ersten Kuß erlaubt,
 Dann, färbt Purpur ihre Wangen,
 Setzt um den halben Himmel
 Unter diesen Regenbogen,
 Eine Menge solcher Wangen,
 Siegen wird, ihr sollt es sehen,
 Siegen wird der Wangenbogen.

Die schwarze Lerche.

Sage kleiner schwarzer Vogel
 Bist du nicht ein Mann? Es weist,
 Deine Freyheit mir ein Männchen,
 Und du singest, und es nennet
 Diese Doris, die mich küßet,
 Dich mit aller deiner Schwärze
 Einen Vogel, schön zu malen!
 Aber sage, lieber Vogel,
 Hast du, draußen auf dem Weizen,
 Keine Doris, die dich küßet?
 Keinen Bruder? keine Schwester?
 Alle schwarz, wie du gefärbet?
 Schaffe, lieber kleiner Vogel?
 Schaffe Kinder gleich dem Vater!
 Sieh! da kömmt für dich ein Weibchen,

Fröhlig, schalkhaft, munter, artig!
 Doris bringt es! aber, Doris!
 Sieh! wie artig kann man irren,
 Sieh doch hin, dein muntres Weibchen
 Ist ein Mann! und Doris! Doris!
 Meinen Vogel, schön zu malen,
 Geh ich in den Mann verliebet!
 Mal ihn doch den schönen Vogel,
 Hurtig mal ihn doch den Vogel
 Daß man sieht, wie er sich paaret.

Augsburg. Wir haben schon oft beklaget, daß die Werke eines le Roi, Barbault, Stuart, und andre, wegen ihrer großen Pracht und Kostbarkeit, für viele Künstler, Kenner und Freunde des Alterthums, die vielleicht zu Aufklärung der Geschichte der Kunst sowohl als anderer Umstände, und zur Erläuterung vieler Stellen der alten Schriftsteller den größten Nutzen daraus ziehen könnten, so gut als verschlossen wären. Desto mehr Dank sind wir denjenigen unter uns schuldig, die durch getreue Nachstiche dieser Schwürigkeit abzuhelpen suchen. Herr George Christoph Kilian, Kupferstecher und Kunstverleger in Augsburg, der sich uns schon durch die Ausgabe von Robert Sayers's atheniensischen Ruinen, und durch etliche ausgesuchte herkulanische Stücke verdient gemacht, thut dieses ist aufs neue, indem er uns des Barbault altes Rom, oder Abbildung der vornehmsten Reste des Alterthums in dieser Hauptstadt der Welt liefert. Wir beziehen uns in Ansehung dieses prächtigen Werks auf dasjenige, was wir in der Bibliothek der schönen Wissen-

Wissenschaften davon gesagt haben. Zur Erläuterung derselbigen hat der Buchhändler, Conrad Heinrich Stage in Augsburg, eine getreue Uebersetzung der beyhm Barbault befindlichen französischen Erklärung der Vorstellung besorget, und auf sauber Papier drucken lassen; und dieses ganze Werk wird in bevorstehender Jubilatemesse um einen sehr mäßigen Preis zu haben seyn. Die darinnen vorkommenden Kupferstiche sind folgende:

- 1) Das Pantheon, heut zu Tage, die Rotunda; 2) Plan des Pantheons; 3) Friedentempel; 4) Tempel der Venus und Roms, nach einigen Schriftstellern; 5) Tempel des Antoninus Pius; 6) Tempel des Antoninus und der Faustina; 7) Tempel des Jupiter Stators, wie man glaubt; 8) Porticus des Tempels der Concordia; 9) innere Theile desselben; 10) Tempel Jupiters, des Donnerers; 11) Tempel der Besta, Tempel des männlichen Glück; 12) Tempel der Pallas auf dem Foro des Nerva; 13) Tempel der Minerva, mit dem Zunamen Medica; 14) Tempel der Venus und des Cupido; 15) Tempel des lächerlichen Gottes. Brunnen und Grotte der Nymphe Egeria; 16) Triumphbogen Septim Severus; 17) Bogen des Titus; 18) Triumphbogen Kaisers Constantins des Großen; 19) Bogen des Drusus; 20) Bogen des Gallienus; 21) Bogen des Janus; 22) Theater des Marcellus; 23) Amphitheater, das Flavianische, gemeinlich das Colisäum genannt; 24) das Innere desselben; 25) das

das Feld Amphitheater, lateinisch *Castrensē* genannt; 26) Rennbahn des *Caracalla*; 27) der Platz des *Nerva*; 28) Säule des *Trajanus* und *Obeliskēn*; 29) Säule des *Antoninus* und *Obeliskēn*; 30) *Obeliskēn*; 31) *Meilensäule* und andere Stücke; 32) *Porticus* der *Octavia*; 33) *Palast* der *Cäsar*; 34) *Plan* der *diokletianischen Bäder*; 35) *Ueberbleibsel* derselben; 36) *Plan* der *Bäder* des *Caracalla*; 37) *Ueberbleibsel* derselben; 38) *Ueberbleibsel* und *Plan* der *Bäder* des *Titus*; 39) *Wasserleitung* des *claudischen Wassers*; 40) *Wasserleitung* eben dieses *Wassers* außerhalb *Roms*; 41) *Wasserleitung* *Nerons*; 42) *Spuren* der *neronischen Wasserleitung* und des *Tempels* des *Faunus*; 43) *Schloß* des *Wassers Marcia*; 44) *Wasserleitung* des *Wassers Virgo* genannt; 45) *Adrians Mausoleum* und *Brücke*, heutiges Tages die *Engelsburg* und *Brücke*; 46) *Grabmal* des *C. Cestius*; 47) *Grab* der *Metella* auf der *appischen Straße*; 48) *Grab* der *Scipionen*; 49) *Grabmal* auf der *appischen Straße*, von welchem man vermuthet, daß es der *metellischen Familie* zugehöret habe; 50) der *Altar*, oder *Dreifuß* des *Apollo*, der zu *Venedig* aufbewahrt wird, und unter dem *Altar* des *Mars* bekannt ist; 51) der *Altar* des *Bacchus*; 52) einige Stücke aus dem *Herkulano*. Zwei *Tänzerinnen*; 53) der *Centaur*; 54) die *Centaurin*, und eben so viel kleine *Blättgen* oder *Wignetten* von schönen *Fragmenten* und *Trümmern* von *Antiken*.

Ueber die Gemäldeausstellung in Dresden vom
5ten März ichtlaufenden Jahres 1767.

Ich bin kein Kenner von der Malerey, und Sie verlangen, mein Herr, ich soll Ihnen von der letztern Gemälde-Ausstellung in Dresden etwas schreiben. Vielleicht weil die Kenner, oder diejenigen Freunde, welche Sie dafür halten, zu träge sind, Ihrem Verlangen Genüge zu thun? Eine schöne Aufmunterung für uns Unwissende! wir hören treuherziger unsern Empfindungen. Würde mir ein Künstler von seiner eignen Arbeit erzählen, daß er alles, was die Kunst von dem Gegenstande erfordern kann, geleistet habe, so nehme ich es mit aller Ehrerbietung an, weil doch einmal das Sprüchwort rechtskräftig geworden ist, daß man dem Künstler in seiner Kunst glauben müsse. Mit einer tiefen Verbeugung beurlaube ich mich dann von dem Künstler, und gehe, mir selbst überlassen, wohin mein Auge gelockt wird. Und hier, wenn ich darnach urtheilen sollte, sehe ich eben die Gefahr vor mir. Der gelehrte Hr. Alembert mag Unglück oder Wehe über alle die Werke der Kunst ausrufen, deren ganze Schönheit allein für die Künstler ist *): sein Ausdruck wird mich nicht schützen.

Um also wenigstens diesesmal nicht wider die Ordnung zu verstößen, war ich, gegen alle meine
Empfin-

*) Malheur aux productions de l'Art dont toute la beauté n'est que pour les Artistes! Eloge de Mr. de Montesquieu.

Empfindung gewaffnet, fest entschlossen, mich erst sorgfältig nach den Werken jedes Künstlers zu erkundigen, bevor meine Empfindung mir eine Ordnung der Kunstwerke aufdränge. In dieser geflissentlichen Fassung des Urtheils, die man, wenn sie nicht geflissentlich geschieht, Vorurtheil zu nennen pflegt, näherte ich mich dem ersten Ausstellungszimmer, in Willens so fort in das Innerste einzudringen. Allein ich konnte nicht weiter. Die Menge der Zuschauer versperrte mir den Weg; und ich war genöthigt, mich bey einer Wand aufzuhalten, wo die Werke der jungen Baukünstler aufgestellt waren. Diese Verweilung gereuete mich nicht, meine Neugier wurde mit lauter wirklichen Erfindungen der Lehrlinge des Professors der Architektur, des Hofbaumeisters Krubsacius, befriedigt. Perspektivische Vorstellungen wechselten mit Landhäusern ab, und ich übersah eben die Anlage eines artigen Gartens, als das Gedränge der vielen Menschen mich auf einmal auf die andre Seite brachte, wo mir anatomische und andere Zeichnungen die Schule des Prof. Casanova so sicher, als die Thierstücken, den Unterricht unsers Noos, verriethen: Bey andern schien mir die Zeichnungsart die fortgepflanzten Lehren des Direktor und Professor Hütins zu entdecken, als ich meinen Weg neben einer modellirten Minerva nahm, und bey der Arbeit eines Lehrlings des Prof. Knöflers, einen der Nebenstehenden fragte: von welchem Meister? so vorzüglich schien mir der Versuch eines Jünglings! Zu gutem Glücke gab niemand Achtung, und bey den Uebungen der jungen Kupferstecher glaubte

glaubte ich insonderheit an der Arbeit eines noch nicht sechszehnjährigen Lehrlings des Prof. Canale, der eine Landschaft nach Dieterich, unmittelbar nach dem Gemälde, in Kupfer gebracht hatte, viel Talent zu bemerken. Mir gefiel die Absonderung; und ich vernahm, daß den Erfindern, oder auch solchen, die in Del gemalt, eine besondere Wand vorzüglich angewiesen worden. So wenig ich anfänglich willens gewesen war, mich so lange in diesem ersten Zimmer aufzuhalten, so unwillig verließ ich es doch, da ich mir an dem, was ich gesehen, die zukünftige Akademie, um derentwillen, wie ich vermuthe, die ihige Akademie errichtet worden, im Geiste vorstellen konnte. Ich blieb aber nicht lange in dieser süßen Betrachtung: denn ich mußte den neugierigen Nachfolgern Platz machen, und das nächste Zimmer, wo die Wände den Werken der Unterlehrer oder sonst mit Gnadengehalte begünstigten Künstler, gewidmet, der große Erker aber den Versuchen eigentlicher Liebhaber überlassen war, überführte mich, daß auch für die Theilnehmung der letzteren an diesen gemeinnützigen Anstalten war gesorget worden. Das Beyspiel der Frau Generalinn von Löwendal *), die zwei schöne Pastelgemälde, das Mitleiden und eine weinende Person, nach Rotari ausgestellt hatte, und

*) Die gewesene erste Gemahlinn, des in französischen Diensten verstorbenen Marschalls Grafen von Löwendal, die auch wegen ihrer Liebe zur italiänischen Dichtkunst und Uebungen derselben von den Arcadiern in Rom, unter den Namen Euridice Coritea, als Mitglied aufgenommen worden.

und anderer Standespersonen konnte, da deren Kunstwerke der Bestimmung würdig, auch die Absicht, den Geschmack in allen Ständen auszubreiten, unläugbar befördern. Eben so anziehend wird auch vermuthlich, in künftigen Fällen, die eigene Reizung der Werke derjenigen Großen seyn, die das Ansehen des Beyspiels mit dem Ansehen der Person vereinbaret verlangen. Von der Madem. Dinglinger vergnügte mich das Bildniß ihres seitdem verstorbenen Vaters, eines in vielen Theilen geschickten Künstlers, ingleichen ein Nachbild nach Titian in Miniatur, und von der Madem. Kiedeln in Del ein Gemälde nach Franz Mieris, vom Hoftheatermaler Bibiena eine architektonische Vorstellung für den Schauplatz. Mein einmal auf die Höhe gelocktes Auge führte mich auf einige schöne Zeichnungen, die zusammen den Grundriß und den Aufriß einer römischen Kirche, von der Erfindung des nunmehrigen Cammerconducteurs Staffel, eines Sohns des Hrn. Appellationraths dieses Namens, vorstellten. Ich bedauerte, daß der Raum, der so vielen kleinen Gemälden, besonders zweoen in Del gemalten meisterhaften Landschaften mit Vieh, von der Erfindung des jungen Wagners, eines Neffen unsers Dieterichs, gegönnet werden müssen, mir jene große architektonische Risse eines gewesenen Lehrlings der Architektur-Akademie, in der Nähe zu betrachten, nicht vergönnte. Unter jenen kleinen Sachen lobte man die geistreiche Zusammensetzung einer Kreuzigung in Pastel, von der Erfindung des Unterlehrers Mietschens sowohl, als einige freye Zeichnungen von seiner Hand. Der

Unterlehrer Selber hatte sich an Gemälde in der Pölenburgischen Art gewaget. Auf einem Tische im Erker lag die der Akademie der Künste zugeeignete sorgfältige Uebersetzung des Blondelischen Werkes von Landhäusern, in zween Bänden, von Beckern und Franken. Ich eilte aber aus diesem Zimmer, weil ich noch drey Zimmer vor mir hatte, für Meissen, Leipzig und gesammte Akademie. In dem ersten erblickte ich einen Amor im Gewölke mit einem Pfeile in der Hand, ein Modell in gebrannten Thon des Hrn. Acier, eines aus Frankreich zur Meißner Porcellanfabrike berufenen Künstlers. Der schalkhafte Blick des Amors würde Ihnen, wie mir, gefallen haben. Ich ward aber aus meiner stillen Aufmerksamkeit, durch die lautere Aufmerksamkeit derjenigen gezogen, welche einen lachenden Knaben bewunderten, dessen Schwester sauer sieht, daß er ihr eine Taube nehmen will. Dieses Gemälde des Hrn. Lindner ist nach der Natur in Pastell, sowohl als noch zwey Gemälde mit Papogeyen und andern Vögeln. Ich bemerkte nur im Vorbeygehen etliche Kupferstiche, den Prospekt von Meissen und anderer umliegenden Gegenden, von Probsthayn nach der Natur gezeichnet, und von Wernern, einem Lehrlinge des Boetius, in Dresden gestochen. In wiefern die guten Absichten auf den topographischen Nutzen solcher Vorstellungen Aufmunterung verdienen, überlasse ich ihrer Beurtheilung. In der Kunst will man von allem *) haben.

In

*) Also sah man in den vorherbeschriebenen Zimmern

In diesem Grundsatz ward ich durch dasjenige bestärkt, was ich in den Zimmern der Leipziger Pflanzschule erblickte. Welch eine Mannigfaltigkeit! Der Urheber einer Landschaft in Wachsmalerey (auf feine Leinwand) die mir beym Eintritte in dieses Zimmer, nebst einigen Zeichnungen der Unterlehrer Geyser und Stein entgegenstieß, ist mir unbekannt: bekannter war einigen das Urbild derselben; aber der bloße Einfall, dergleichen Arbeit zu liefern, war mir schon willkommen. Ein Modell in Thon von Hrn. Schlegel, zeigt den auf dem Scheidewege der Tugend und des Lasters sinnenden jungen Herkules, er steht in tiefen Gedanken, mit den Gesicht gegen die unter dem Bilde der Minerva vorgestellte Tugend gekehrt, wie etwan Dryden den Theseus beschreibt:

Deep Thought was in his Breast, and Counsel
in his Face.

Dieses Modell macht, so viel ich davon urtheilen kann, dem Künstler wahre Ehre: und wie sehr wünschte ich der Vorstellung eine feinere und dauerhaftere Materie! Von einem neuen Mitgliede der Leipziger Akademie, Bause, sah man auf Gips eine schöne Kupferplatte abgedruckt: die fleißige Hausfrau, nach Gerhard Dow aus der Sammlung des Hrn. Winklers in Leipzig, der die Künste mit demjenigen Nachdrucke liebet, der sie allein zu heben vermag. Es ist

1 2

dem

mern auf Schaumünzenart, Brustbilder in Wachs besonders des Durchl. Administrators nach Casanova vom jungen Vermuth, einem angehenden Stempelschneider.

dem Hrn. Wille in Paris, so wie ein andres Blatt: Das Gepäck, nach Wouvermann von Hrn. Geyser, dem Professor und Direktor Deser zugeeignet. Ein andres von eben dieser Hand, nach Salomon de Bray, ist die von der Sara dem Abraham zugeführte Hagar, alle aus vorgedachtem Cabinette. Eine nach der Natur gezeichnete radirte Gegend um Leipzig von Hrn. Herrmann, einem würdigen Sohne des Gottesgelehrten dieses Namens, und eine nachgeahmte Zeichnung nach Tiepolo von Hrn. Lindemann, dem Sohne des Hrn. Vicepräsidenten. Sie überzeugten mich von der rühmlichen Begierde, mit der viele daselbst Studirende sich den Geschmack in Künsten zu erwerben suchen, und sich den großen Vortheil des öffentlichen Unterrichts zu Nutze machen. Diejenigen, denen aus eigenem Triebe dergleichen Unternehmungen gelingen, bedürfen nicht sowohl Aufmunterung, aber sie können diese destomehr andern geben, die der Beruf zu dergleichen Beschäftigung bestimmt. Von dieser letztern Art sind die Arbeiten des Hrn. Liebe und Stock, und es wird selbst dem Verlage der Bibliothek der schönen Wissensch. nicht schaden, wenn zu derselben Verschönerung, der Sohn der Frau Verlegerinn seine merklichen Talente auf eine so löbliche Art anwendet. Alles dieses mußte ich Ihnen, mein Herr, erst sagen, bevor ich Ihnen mein Vergnügen über so mannichfaltige Zeichnungen sowohl der menschlichen Figur, der Blumen und Zierathen, der Malerey von Mechau nach Hondhorst, und der feinen Zeichnung des jungen Desers nach Mignard so wenig zu vergessen, als der geometrischen, perspektivischen und archi-

architektonischen Aufgaben, jene unter der Direktion des Professor Defers, diese unter der Anführung des Architekt. Habersangs anzeige. So wenig ich von den bildenden Künsten selbst mit Urtheilen der Kenner herauszugehen mir getraue, so darf ich Ihnen doch meine Ueberzeugung von deren Einfluß auf andre Künste nicht verbergen. Dagegen werden Sie mir erlauben, in dem Zimmer, wo sämtliche Werke der akademischen Mitglieder vereinigt zu finden waren, behutsamer zu gehen. Bey einer Zeichnung von der Erfindung und Hand des Professor und Hofbaumeisters Krubsfacius blieb ich gleich beym Eingange stehen, und verbot meinen Augen sich den Reizungen der umstehenden Gemälde zu überlassen. Durch das Beyspiel eines prächtigen Hauses von 118 Ellen lang, und von vier Geschöß, 31 Ellen hoch, ohne das Dach, eines Hauses, daran nicht das geringste Blümchen oder Laubwerk zu sehen ist, hat der Baukünstler das Vorurtheil, als ob das Ansehen eines Hauses nicht ohne Verzierungen von Bildhauer- oder Stucaturarbeit schön seyn könne, widerlegen wollen. Die Ansicht dieses Hauses besteht aus einem toscanischen Unterbau von zwey niedrigen Geschossen im baurischen Werke, darüber sich eine dorische Ordnung von Wandpfeilern nach den strengsten Regeln in Eintheilung der Dreyschlize und Zwischentiefen erhebt, die im Mittel gehöriger Maassen vorspringt und mit einem Giebel gedeckt ist. Solche Ordnung begreift das sogenannte schöne Geschöß und ein darüber liegendes Halbgeschöß in sich. Das ganze Gebäude ist mit einem gebrochenen Dache ge-

deckt, und im Giebelfelde ist, statt des Schildes, ein Ovalfenster angebracht. Das Vorzüglichste aber dieses Hauses besteht in einem großen Portale mit zwei freystehenden toscanischen Säulen, die einen Austritt vor dem mittelsten großen Bogenfenster unterstützen, am Fuße dieser Ordnung steht das einzige Wort: ARTI.

Gleich diesem schönen Risse gegen über war das Gemälde des Hrn. Desers, dem Gemälde des Hrn. Hürtin entgegen gestellt. Des letztern Kunstwerk zeigte einen jungen Zeichner, der bey der Lampe, welche ein fliegender Genius der Künste ihm hält; nach einer Statue zeichnet. Darunter waren ein paar kleinere Gemälde, auf deren einem eine Aufwärterinn in der Stellung vorgebildet war, als ob sie jemand mit ins Zimmer zu gehen nöthiget: auf dem andern eine Strickerinn. Von dem Deserischen Gemälde will ich nur den Gegenstand berühren: Der in einen Kriegsknecht verkleidete, doch nach seiner langen Gestalt vorgestellte König Saul, liegt, über sein Schicksal, das er von dem Schatten Samuels vernommen hatte, erschrocken, auf dem tiefern Vorgrunde zu Boden: der nächste Kriegsknecht will ihm aufhelfen, im mittelst leuchtet die Zauberinn, nicht weniger bestürzt, auf den gefallenen Saul mit der Fackel hinab. Bey dem Lichte dieser Fackel entdeckt man ihr jugendliches Gesicht und zugleich den Unmuth und den Zorn des andern Kriegsknechts, der sie drohend ergreift *). Doch ich darf mich nicht zu lange bey einem

*) Da der Hr. von Hagedorn am Ende seiner Betrachtung

einem Gemälde aufhalten, das an einem der schönsten Gemälde von Dieterich die würdigste Nachbarschaft

§ 4

schaft

trachtungen über die Malerey eine Beschreibung eines Gemäldes eben dieses Inhalts vom Hrn. de Marcey Deghui eingerückt, so wird es vielleicht Kennern, die die Deserische Idee dagegen halten möchten, nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen hier eine vollständigere Vorstellung des obangeführten Gemäldes vorlegen.

Der vom Herrn verlassene Saul, welcher zu Endor das Weib, die einen Wahrsagergeist hatte, um Rath fragt. Der Vorgang ist in ihrer finstern Wohnung, wo ihm Samuel sein trauriges Urtheil sprach. Der Geist ist verschwunden, nach dessen Rede Saul zur Erde fiel so lang er war; und die Wahrsagerin tritt mit seinen Begleitern herzu, ihm beizuspringen. Bewundernd und zagend steht sie zur Rechten auf den Stufen, über welche der König herabgefallen zu seyn scheint. Sie ist, wider die Gewohnheit der meisten, wohlgebildet. Eine streifigte Binde ziert ihr jugendliches Haupt, ein Band, woran ein Edelgestein glänzt, ist der Schmuck ihrer Stirne, und ein aufgelöster breiter Zaubergürtel, mit magischen Charaktern bezeichnet, fließt von ihrer rechten Schulter weit um ihren Rock her. Ihre Linke hebt sie erschrocken auf, blickt ängstlich nieder, auf den vor ihr hingeworfenen Saul, und hält ihn genau zu betrachten, mit der Rechten eine brennende Fackel in die Höhe; deren breite Flamme erhellet die Gegenstände, und die steinern Wände des engen Zimmers stärken die Beleuchtung durch ihren Widerschein.

schaft hatte. Wenn ich Ihnen sage, daß das Casanovische Gemälde, die Sophonisbe, in dem Zeitpunkte da sie den von dem Masinissa durch einen Soldaten überschickten Brief gelesen, und nach dem Giftbecher greift, die Mitte dieser Wand einnahm: daß dieses von zwey schönen Landschaften mit Vieh eingeschlossen war, wovon das erste einen von Wasser umflossenen Felsen, das andre einen Wasserfall, von Noos dem Auge vorlegte, daß beyde in der Nachbarschaft zweier andrer reizenden Landschaften mit Vieh von Dieterich standen, eine, wo man auf dem Mittelgrunde einige Ruinen

schein. Neben ihr steht einer der königlichen Vertrauten. Seine Miene ist Schrecken und Zorn. Er droht ihr mit geballter Faust, indem er mit der andern auf seinen Herrn zeigt, und sie, wegen des ihm begegneten Unfalls, zur Rede zu sehen scheint. Der andere greift dem König unter die Arme, ihn aufzurichten, der zur Linken beyde Ellebogen von sich streckt, die Hände auf dem Haupte über einander breitet, und das Angesicht verdeckt. Seine Gestalt unterscheidet ihn, der eines Haupts länger war denn alles Volk, von den andern Kriegern, denen er sich durch die gewechselten Kleider gleich machte. Zur Linken des Vorgrunds steht ein irdenes Gefäß mit Kohlen, deren Glut die beschatteten Partien der liegenden und gebückten Figur aufklärt. Hinten steht das Ruhebett, auf welches er, nachdem er von der Erde aufgestanden war, sich zu seiner Erholung niederließ, und ein paar Todtenköpfe liegen oben im Bogen der verhangnen Niesche, das Gemälde vier Fuß neun Zoll hoch, drey Fuß sechs Zoll breit.

Ruinen entdeckte, mit einer hervorgetriebenen Heerde, die andre mit einer auf den Vorgrund ruhenden Heerde mit Felsen im Mittelgrunde linker Hand, daran der durchspielende Wasserfall vermittelt einer vorüber durchs Wasser getriebenen Heerde anmuthig gebrochen wird; wenn ich hinzu setze, daß diese hinwiederum zwei Dieterichische historischen Stücke, die Wiederkunft des verlorenen Sohnes, und die Arbeiter im Weinberge vorstellend, auf der Seite hatten; daß sich damit ein sehr gutes kleineres Viehstück mit einem aufrechtstehenden braunen Stier vom Prof. Roos vereinte, das auch die Ehre hat bey Sr. Churfst. Durchl. aufbewahrt zu seyn; über welche hin und wieder Graafische Bildnisse und unter jenen eine Reihe der besten Kupferstiche und Zinggischen Zeichnungen hiengen: wenn ich, sage ich, dies hinzu setze, so werden Sie mir leicht glauben, daß eine Wand mit solchen Schilderungen einen Kenner sehr müsse gereizt haben: ich vor meine Person würde, aber ohne den herrlichen Ausdruck an dem verlorenen Sohne zu verkennen, des Schmelzes der Farben zu geschweigen, stets wieder auf das erstgenannte Dieterichische Gemälde zurücksehen müssen. Ich gab immer auf dasjenige Acht, was etwan Kenner davon urtheilen würden, um Ihnen, mein Herr, wenigstens, wie es mit Ueberlieferung der Kunstbeurtheilungen nicht selten zu geschehen pflegt, mit deren Wiederhale ergebenst aufzuwarten. Allein ich mußte mich eigener Beobachtung in Ansehung der Wirkung in jenem Gemälde und der mannichfaltigen Leidenschaften der den neugebornen Heyland anbetenden Hirten überlassen. Das Licht

kömmt, wie in einem gewissen berühmten Gemälde, wo ich nicht irre, von Correggio, und zwar die Nacht genannt, von dem Kinde, und verbreitet sich auf die, theils um dasselbe knienden, theils stehenden Hirten und ihre Weiber nach der Stufe der Entfernung und in einer Klarheit, die mich muthmaßen ließ, daß dieses reine Licht diesem Gegenstande, so wie das Fackellicht in dem Deserischen Gemälde, richtig, und in beyden dem Eigenen der Vorstellung angemessen sey; ich will so viel sagen, daß das letztere die Natur des Fackellichts, das erstere aber denjenigen Begriff vollkommen ausdrücke, den wir, unter der angenommenen Bedingung, uns von dem erhabenen Gegenstande machen können. Mein Vortrag würde auf einmal zu ernsthaft werden, wenn ich die besondre Gemüthsfassung des in mehr als einem Verstande gebeugt scheinenden Hirten, der lebhaft gerührten knienden Hirten, beyder auf dem Vorgrunde, eines andern über den reizenden Anblick des heilbringenden Kindes freudigen Schäfers, neben welchem ein dritter mit aufgehobenen Händen, Gebete gen Himmel schicket, andere beyderley Geschlechts sich mit einander, über die frohe Begebenheit unterreden, beschreiben sollte, und gleichwohl würde meine Beschreibung nichts als Empfindung, nichts von der Kunst enthalten. War es Empfindung einer einmal zur Andacht aufgebrachten Fassung, oder sonst etwas, welches die meisten an der Hauptfigur eines andern weltlichen Gemäldes die Bildung des schreibenden St. Johannes des Evangelisten finden ließ, das getraue ich mir nicht zu entscheiden. Aber in der That fand ich

ich, daß, ohne die Gesetze der Statik zu wissen, eine Dame von einem auf einer Kugel sitzenden Engel, dessen senkungswidrigen Stand ohne Wunderwerk unmöglich hielt. Zum Glücke ist es nur eine Nebenfigur an dem guten Modelle des Professors Coudray zu einer Vorstellung der in den Himmel aufgenommenen heiligen Jungfrau. Ein für Kenner der Musikwissenschaft recht gelehrtes Modell hatte der Professor und Hofbildhauer Knöfler ausgestellt: den geschundenen Marthas im vollem Ausdruck der Schmerzen, und den Apollo in dieser Verrichtung, die ich lieber dem in gewissen mythologischen Beschreibungen angeführten scythischen Knechte gönnte. Der Direktor und Professor Hütin hatte bey dieser Gelegenheit seinen Charon, der ihm vor zwanzig Jahren in Paris so viel Ehre gemacht hatte, mit ausgestellt. Je schöner dieses Modell ist, destomehr schien die Bildhauerey dem Künstler Vorwürfe zu machen, daß er sie der Malerey aufgeopfert habe. An der letzten Wand sah man, nebst Zeichnungen zu Vorbildern für die Jugend, auch einige radirte Blätter des nur genannten Künstlers.

So hat mich die Bildhauerey von der Malerey abgebracht, von welcher ich Ihnen zwey Gemälde von Belotto, genannt Canaletto, eines eine trümmervolle Gegend vor dem pirnaischen Thore, das andere, eine angenehme Gegend, von Gamich aus, vorstellend, und drey Bildnisse des Hrn. Graafs, eines den Hrn. Generalfeldzeugmeister und Starosten Grafen von Brühl, das andre den Hrn. General-
Post.

Postmeister von Schönberg, das dritte den Herrn Obristen von Sacken vorstellend, auf Abschlag, anzuführen habe. Ich sage auf Abschlag: denn ich suche eine Gelegenheit, Ihnen zweien der besten Bildnisse, dieses beliebten Künstlers bey anderer Gelegenheit bekannt zu machen: das dritte, das Bildniß des Hrn. D. Ernesti, kennen Sie, und die ersten beyden sind zur Ausstellung für diesmal vergeblich gewünscht worden. Vielleicht würden Sie bey dem einen hier schwerlich auf den Hrn. C. M. F. v. F. rathen, da Sie dessen brennenden Eifer für die Beförderung und Aufnahme der Künste kennen.

Ich schreite zu den Kupferstichen, wo das Bildniß Sr. Königl. Hoheit des Durchl. Administrators von Canale nach einer casanovischen Zeichnung, und die Instruction paternelle, eines abwesenden Mitglieds des Hrn. Wille nach Terburg das Mittel einnahm. Von Camerata sah man den barmherzigen Samariter nach Feti aus der Churfl. Galerie, das schon in der Bibliothek angeführte Blatt, ein Crucifix nach Piazzetta, und zweien Köpfe nach Rotari. Zucchi war in Ausarbeitung der sieben Sacramente von Crespi, so Spagnuolo di Bologna genannt, glücklich fortgefahren, und lieferte die römische Firmelung, zugleich aber den von ihm sogenannten Enseigne en idée, nach Piazzetta, beyde aus der Churfürstl. Gallerie. Dem Boerius dankten die Liebhaber diesmal für seine sorgfältige Nachahmung einer Bernhard Picarist'schen Zeichnung mit der Feder und der Tusche, die

Mar.

Marter der Maccabäerin mit ihren Kindern, und im Kupferstich den innern Platz eines Gasthofes, mit beladenen Mauleseln nach Hans van Lin, beyde aus der Hagedornischen Sammlung.

Was soll ich aber von dem Herrn Zingg sagen? Dieser geschickte Künstler hat sich große Verbindlichkeiten auf die künftigen Jahre aufgelegt, wenn er uns bey der diesjährigen Ausstellung nicht zu sehr verwöhnt haben will. Sieben Kupferblätter auf einmal! Darunter sind die beyden nach Mettay: Port près de Naples und Golfe près de Naples ganz neu. Zu den ältern, die hier aber nicht weniger willkommen waren, gehören, I. & II. Vûe d'Autriche, nach dem jüngern Brand in Wien; la Lune cachée, nach Art van der Meer; und nach Schützen in Frankfurt, I. & II. Vûe du Mein *). Unerwarteter waren mir anfänglich fünf Zeichnungen von der Erfindung und Hand des Künstlers, den Mondschein mitgerechnet, welcher, der Größe nach, vielleicht zum Gegenbilde nurgedachter meisterhaften van der Meerischen Landschaft dienen könnte, da der Künstler schon angefangen hat,

*) Rechnet man die Bergeres ambulantes nach Dietrich, und die zwey Blätter nach Bernet, 1) Pêche heureuse und 2) Ecueil dangereux hinzu, so wird man außerdem, was er zu der Brunerischen Beschreibung der schweizerischen Eisgebürge gestochen, das Verzeichniß der vorzüglichsten Zinggischen Werke beisammen haben. Zwey Blätter nach Claude Lorraine gehören zu den Erwartungen.

hat, ihn in Kupfer zu stechen. Fürs künftige werde ich Sie also zu den angenehmsten Erwartungen berechtigen dürfen, nachdem einer von den Umstehenden versicherte, und mir auch nachher bestätigt wurde, es sey dieser Künstler gewohnt, wo er sich aufhalte, die schönsten Gegenden mit malerischer Wahl abzureissen; und da es ihm an Gegenständen um Dresden nicht fehle, so werde vermuthlich mehr als eine sächsische Flur in Kupfer erscheinen. „Wohl, versetzte ein andrer: so müßten sich aber mehr geschickte Kupferdrucker nach Sachsen wenden: und gewiß, mancher muß die allda getroffenen Anstalten zur Vermehrung und zum Vertriebe guter Kupferstiche nicht erfahren haben, oder seiner Kunst nicht recht gewiß seyn; denn sonst —“

Hier wurden der Eifer dieses Patrioten und meine Aufmerksamkeit zugleich unterbrochen. Ich sah mich genöthigt, meinen Platz andern Liebhabern zu überlassen, und ich befand mich endlich nicht ungerne den beyden architektonischen Blättern gegen über gestellt, welche mich mit einer Erfindung des Architect Habersangs, der die Architektur bey der Kunstakademie in Leipzig lehret, bekannt machen sollten. Dieses war, nebst beygefügtten Grundrisse, ein nach den strengsten Regeln der mathematischen Perspektive aufgeführter Prospekt einer Gallerie mit ionischen Säulen und Bogenstellungen, nebst einer großen Freyterrasse, woran eine kleine Cascade angebracht war. Der Fleiß dieses Mannes verdiente auch durch solche Merkmale des Geschmacks empfohlen

len zu werden. Die Wissenschaft bildet den Künstler wie den Gelehrten; keiner kann des Geschmacks entbehren; allein, sollte der Mangel desselben bey einem von beyden zu vermissen seyn: so würde der Gelehrte meines Bedünkens, mit weniger Geschmack sehr oft, der Künstler ohne Geschmack niemals zu rechte kommen, nicht leicht nützen, insgemein aber schaden können. Ich urtheile vielleicht davon, nach dem Sprüchworte, wie der Blinde von der Farbe. Mir deucht indessen, daß, nicht um dem Mangel strenger Regeln vorzukommen, (denn darinnen fehlt der Unterricht auf hohen Schulen nicht;) sondern um den guten Geschmack auszubreiten, und gegen den verderbten Geschmack alle Künste, deren Werke der Symmetrie und schöner Formen fähig sind, zu sichern, Kunstakademien errichtet, und selbst den Gelehrten ehrwürdig werden.

Auf diese Betrachtungen brachte mich die Baukunst, und ich hoffte, meine Neigung zu derselben durch Wahrnehmung irgend eines schönen Risses von der Hand des Hrn. Oberlandbaumeister Erners als Professors der Akademie der Architektur, zu befriedigen: allein ich vernahm bald, daß diesen verdienten Mann die überhäufteften Geschäfte davon abgehalten, aber uns nicht die Hoffnung benommen hätten, künftig etwas von seiner Hand an diesem Orte zu sehen. So brachte uns die Unpäßlichkeit des Hrn. Hofmalers Christian David Müllers, um Bildnisse von seiner Hand in Pastel: und was für die Liebhaber der Künste am empfindlichsten hätte seyn müssen, wenn

es einer entzogenen Aufmunterung der Kunst hätte beygemessen werden können, war, daß in diesem akademischen Saale nichts von der Hand der größten Beschützerinn derselben anzutreffen. Die obwohl Gottlob! glücklich überstandene Krankheit der Durchlauchtigsten Churfürstinn, hatte diese Folge gehabt; doch war der Akademie jene Ehre wirklich zugedacht gewesen; und die angenehmste Erwartung ist, so bald sie, wie diesesmal, genehm gehalten worden, der gnädigsten Aufmunterung gleich zu schätzen.

Ich nahm also meinen Rückweg, nicht blos einen Blick auf dasjenige, was ich gesehen hatte, zurück zu schicken; sondern auch noch vieles zu entdecken, das ich in der Eile übersehen hatte. Eine Zeichnung mit Tusche von dem Prof. Camerata nach Franz Mieris, um sich den Kupferstich fürs künftige zu erleichtern, zeigte völlig den Fleiß der Malerey. Ich weiß nicht, ob des Camerata Grabstichel in diese Manier einschlägt: die Zeichnung erlaubt wenigstens die günstigsten Vorurtheile. In dem Erkerzimmer waren noch zwey artige Miniaturgemälde von Dolsten nach van Dyck, besonders aber ein Blumenstück mit Saftfarben von der Jgfr. Friedrichen zu bemerken, deren Gemälde nur so bekannt, als der Jgfr. Dietschin in Nürnberg kleine Gemälde seyn sollten, um die Aufmunterung mehr als eines Kenners zu gewinnen.

Das Landschaftchen vom jungen Stölzel nach Dieterich in Kupfer gestochen, hoffe ich Ihnen nächstens mit andern Sachen zu schicken, um ihre Gedanken

danken

danke von dieser jungen Pflanzschule zu vernehmen. Bey dem Rückwege fand ich das Nebenzimmer offen, das zur Ausstellung künstlicher Zeichnungen und Modelle, und andrer vorzüglichen Arbeiten und Erfindungen geschickter Werkleute gewidmet war. Der Anfang war einmal damit gemacht. Ueber die Aussichten, die mit diesen Veranstaltungen verbunden sind, darf ich, ist wenigstens, nicht schreiben. Vielleicht verspricht der große Zulauf des Volks nach und nach geöffnete Augen, in mehr als einem Stande. Ich schließe: mein Brief ist ohne hin zu lang; und, nachdem mich meine oft überflüssigen Betrachtungen über gewisse Gegenstände hingerissen haben, sich selbst ungleich. Uebersehen Sie jene, und behalten Sie diese: so giebt der Auszug wenigstens ein Verzeichniß der ausgestellten Kunstwerke. Mehr verlangten Sie ja nicht? Ich bin &c.

Leipzig. Ode auf die Genesung Ihrer Königl. Hoheit die Churfürstinn von Sachsen von Joh. Chr. Clodius. Wir sind schon von dem Hrn. Professor einer männlichen und bilderreichen Poesie gewohnt; und die gegenwärtige Ode hat alle Eigenschaften, die man von dieser Gattung von Gedichten erfodern kann; große Bilder, einen kühnen Ausdruck und einen gewissen Enthusiasmus, den nur eine lebhafte Einbildungskraft erzeugen kann. Von eben demselben ist ein Prolog verfertigt worden, der am Friedrichstage vor dem Polieukt aufgeführt worden, worinnen der christliche Held, im Gegensatz der Helden der heydnischen Welt, in sehr

N. Bibl. IV. B. I St. M harmo.

harmonischen Versen geschildert wird. Beyde Gedichte sind bey Leberecht Crusius allhier zu haben, und mit seinen Bignetten gezieret. Von der erstern Ode ist bey Breitkopf und Sohn eine freye englische Uebersetzung von Hr. Johansen, Lektor der englischen Sprache bey hiesiger Universität gedruckt, die eine wahre Popische Versification hat, und zur Gnüge beweist, daß Hr. J. nicht nur bloßer Uebersetzer, sondern auch selbst Dichter ist.

Ebend. Lisuart und Dariolette, oder die Frage und die Antwort, eine komische Oper in drey Akten. Der Inhalt dieses Stück's ist aus einer Erzählung des alten berühmten englischen Dichters Chaucer genommen, welche den Titel führet: The Tale of the Wife of Bath, und unter Drydens Fabeln in der heutigen engl. Sprachen zu finden ist. Aus eben derselbigen hat Voltaire sein ce qui plait aux Dames entlehnet. Es hat dieses Stück einige angenehme Scenen, ob wir ihm gleich hin und wieder einen lebhaftern Dialog wünschten: vorzüglich haben uns darinnen etliche Arien, unter denen auch ein paar Romancen sind, gefallen, deren Werth die schöne Composition von Hrn. Hillern bey der Vorstellung noch mehr erhoben.

Poesie. In Lipsia dalla Stamperia di B. C. Breitkopf e Figlio. 1766. So ungern wir es sehn, wenn sich unsre deutschen Musen in einer fremden Sprache zu singen einfallen lassen, da sie selten von denjenigen Nationen, die sie durch die erworbene Fertigkeit in ihrer Sprache zu bereichern suchen,

Dank verdienen: so wenig kann man ihnen doch von einer gewissen Seite die Bewunderung versagen, wenn Sie es mit Glück thun. Wir wissen, zu was für einer hohen Stufe des Italiänischen Parnasses sich eine Durchlauchtige Churfürstinn von Sachsen erhoben. Wir brauchen, statt alles Lobes gegenwärtiger Gedichte, blos etliche Strophen aus dem Gedichte an die Mamsell Schulziun, eine berühmte deutsche Aktrize, anzuführen:

Circondata da Dolori

Or ti miro e al tuo tormento

Lacerar il cor mi sento

Da terror e da pietà.

Le dipinte Scene omai

Scompariscon, e tu fai

Del Poeta il tetro sogno

Diventar Realità.

Or di Scherzi, d'Amorini

Sorridente e bella Schiera

Saltellando vien leggiera

A condurti innanzi a me.

Svolazzandoti d'intorno

Vengon, fuggon, fan ritorno,

Et di fiori un nembo ameno

Piover fan sul capo a te.

Di Reali spoglie avvolta,

O qual vaga Pastorella,

Sempre, o Cara, tu sei quella

Giusta applauso a cui si dà.

Tale in umile ricetto
 Come sotto ad aureo Tetto
 Di sapienza il vero Amante
 Ammirar ognor si fa.

Alla Critica tu togli
 Le severe sferze amare.
 Quel che viene a biasimare
 Approvar le fai talor.
 Tu il Francese ed il Britanno
 Ricompensi di quel Danno,
 Che lor fece un ignorante
 Sventurato Traduttor.

Von eben diesem jungen Dichter ist aus der Breitkopfschen Druckerey eine rührende Erzählung auf 8 Seiten erschienen: Ines von Castro, nach dem Portugiesischen des Camoens, die dem de la Motte zu einer seiner besten Tragödie den Stoff gegeben.

Abtey St. Blasien im Schwarzwalde. Hier wird ein sehr wichtiges Werk de Cantu et Musica sacra a prima ecclesiae aetate, vsque ad praesens tempus gedruckt, von dem wir nur die ersten Bogen vor uns haben. Der würdige Herr Verf. ist der dasige Abt, Martin Gerbert, ein Mann, der durch seine großen Verdienste sich von dem bürgerlichen bis zum Fürstenstande erhoben, und sich den Beyfall der Welt bereits durch sein Iter Alemannicum, Gallicum et Italicum erworben hat. Das obangezeigte Buch wird von einer Collectione

lectione Musicorum medii acui begleitet werden, und wir können im Voraus, nach der großen Gelehrsamkeit, weltläufigen Kenntniß in der Litteratur, und den ansehnlichen Hülfsmitteln, die der Hr. B. besizet, versichern, daß er über den vorhabenden Gegenstand nicht ein geringes Licht verbreiten werde.

Italien.

Livorno. Marco Coltellini hat gedruckt: Saggio sopra l'Architettura gothica, in 12. Ungeachtet diese Schrift nur aus 32 Seiten besteht, so enthält sie doch sehr viel gute Nachrichten, die Gothische Bauart und ihre Geschichte betreffend, die er mit den wahren Grundsätzen der Architektur vergleicht. Am Ende führet er noch die Urtheile anderer großer Baumeister, als des Casare Cesariani, Georg Vasari, Scamozzi, Blondels, Barattieri u. s. w. über die Gebäude dieser Art an. Der Verf. dieses Versuchs ist der P. Frizi, Professor der Mathematik zu Milano.

Benedig. Bey Albizzi ist zu finden: Di una statua disotterata appresso gli antichissimi bagni d'Abano & d'altri antichità ivi scoperti &c. discorso di G. Z. V. Venezia. 1766. 4. Diese Statue ist 3 Fuß hoch, von Marmor und sehr schön gearbeitet. Der Verf. suchet zu beweisen, daß es ein Aesculap ist, welches so wohl der Ort, wo sie gefunden worden, nämlich die Bäder von Abano, als auch die übrigen Kennzeichen zu bestätigen scheinen.

Paris.

Nachtrag zu dem Kupferstichen vom vorigen Jahre.

Auf die Vermählung des Marquis de Marigny, Generaldirektor der schönen Künste in Frankreich hat Mr. Binand eine schöne allegorische Zeichnung verfertigt. Der Gott der Künste und die Göttin der Schönheit reichen einander die Hände. Auf der letztern ihrer Seite hält eine der Grazien ein Paar Tauben, die sich schnäbeln und mit ihren Flügeln schlagen. Unter dieser Gruppe zeigen sich Hymen und Amor mit Blumenkränzen gefesselt. Eben diese umschlingen auch die Wappenschilder beyder Vermählten, die von dem Hymen und Amor gehalten werden. Die Enden dieser angenehmen Bänder sind in den Händen der Grazien, und mitten in der Luft ist eine Menge kleiner Genien, die Scherze vorstellend, beschäftigt, sie zu verlängern, indem sie neue Blumen ansetzen und daraus eine Krone flechten. Unten am Gemälde unter dem Apollo und der Venus sieht man die Künste auf diese Begebenheit aufmerksam. Ohne Zweifel wird die Schmelchelen, uns diese von Seiten der Kunst angenehme Zeichnung in Kupfer zu liefern, nicht vergessen.

Bev Bildet sind drey artige Bignetten zu Verzierungen, von Mr. Gravelot gezeichnet, und von Prevot und Defehrt gestochen zu haben; auf der ersten liegt ein Apollo am Fusse des Parnasses, und beschäftigt sich mit Lesung von Versen: auf der andern umschlingen zweyen Genien verschiedene Lyren, die zu

Einn-

Sinnbildern verschiedner Dichtungsarten dienen, und das dritte zeigt drey kleine Kinder, die einen Blumenkranz halten, um eine Sammlung von Gedichten damit zu krönen.

Der Magistrat von Calais, der sich, wie bekannt, gegen den Mr. de Belloy schon so dankbar für dessen Tragödie erwiesen, in welcher er die rühmliche Begebenheit einiger ihrer Bürger zum Inhalte genommen, hat dieselbe noch auf eine andre Art zu verewigen gesucht. Er hat nämlich dem Mr. Jollain bey der Königl. Malerakademie die Ausführung eines großen Gemäldes aufgetragen, das auf ihrem Rathhause soll aufgestellt werden. Mr. L'Empereur hat einen Kupferstich geliefert, in welchem er den Ruhm des Dichters und Malers, dieser Begebenheit zu vereinigen sucht. Den Hintergrund füllt ein Monument auf antike Art aus, zum Andenken des Eustache de Saint-Pierre und seiner edlen Mitbürger errichtet. Dies ist durch ein Basrelief angezeigt, wo diese Helden vorgestellt werden, wie sie der Sieger zum Richtplatze schicket. Man liest hier die Namen der vier bekannten Bürger unter dem Basrelief: die andern beyden scheinen, außer etlichen Buchstaben, durch die Vergänglichkeith der Zeit und das Alter verwischt zu seyn. vorn wird ein Genius auf einer Wolke getragen, der einen Medaillon von Mr. de Belloy hält, welchen er der Stadt Calais überreicht: diese ist durch eine Frau mit einer Mauerkrone bekränzt vorgestellt. Sie scheint ihn mit vieler Empfindung anzunehmen und setzt ihm eine Bürgerkrone auf, zu Andeu-

tung des Bürgerrechts, das die Stadt Calais dem Mr. de Bellou gegeben. Drunter sitzt ein kleiner Genius, welcher in einer Hand das Wappen, und in der andern die Schlüssel der Stadt hält, mit den französischen Lilien bezeichnet; sein rechter Fuß steht auf einem Hunde, als das Sinnbild der Treue der Einwohner. In der Entfernung sieht man das Meer mit Schiffen bedeckt, und von der Flotte Edwards eingeschlossen.

Neue Kupferstiche von 1767.

Januar. Auf Zeichnungsart ist von Demar-teau ein allegorisches Kupfer nach einer Zeichnung von Cochin auf den Tod des Dauphin, erschienen. Die Unterschrift besteht aus folgenden Zeilen des Ausonius, die ihm zugleich zur Erklärung dienen.

Nempe quod iniecit secreta modestia velum
Scinditur, et vitae gloria morte patet.

Der Tod wird vorgestellt, wie er den Schleyer zer-reißt, womit die Bescheidenheit des Dauphin seine Tugenden bedeckt hatte. Die Weisheit, Güte, Ge-rechtigkeit und übrigen Tugenden stehen auf dem Vor-dergrunde. Die Geschichte beschäftigt sich mit Aufzeichnung derselbigen, und die Zeit, die ohne Si-chel und mit gebundenen Händen erscheinet, soll an-zeigen, daß diese Tugenden den Menschen unvergeß-lich bleiben werden. Auf einem höhern Felde sieht man die allegorischen Figuren von Frankreich, und den Jammer so wohl des königlichen Hauses, als der Nation ausgedrückt. Der Dauphin erscheint in
einer

einer Art von Apotheose: sein Bildniß ist licht, aber schwach, welches seinen seligen Schatten anzeigen soll. Die ganze Anordnung wird durch ein volles Licht erleuchtet, das von einer Glorie kömmt, welche das Wappen des in der Mitte stehenden Dauphins umgiebt. Der Tod, der sonst eine so unangenehme Figur auf einem Gemälde macht, ist so gestellet, daß man nichts als eine große drapirte Figur sieht. Die personificirten Tugenden haben ihre Bedeutungszeichen, und werden noch besser durch ihre edlen Figuren erkannt. Dieses Bild kann zu einem andern allegorischen Gegenbilde von eben diesem Künstler dienen, das vor zwey Jahren unter dem Titel, la justice qui protège les Arts, erschienen ist: beyde sind in Folio. Man erwartet von eben diesem Künstler eine heil. Catharine nach Petro da Cortona.

Schönau hat eine andre, nicht minder schöne allegorische Zeichnung über den vorher erwähnten Gegenstand verfertigt, auf welchem Frankreich in Thranen den Medaillon des Dauphins der Religion überreicht. Es öffnet sich der Himmel und der ewige Vater nimmt diesen Fürsten in seine Arme auf. Der Genius des Hymen bey einer Urne und ein anderer, der sich auf das Wappen des verstorbenen Dauphin stützt, drücken ihren Schmerz aus. Es ist von Littret de Montigni gestochen, und ist 9 Zoll hoch und 6 breit. Der Preis ist 3 Liv. drunter stehen die beyden Verse des Voltaire:

Connu par ses vertus, plus que par ses travaux,
Il sçut penser en sage, & mourut en héros.

Das schöne Bildniß des Cartesius von Ficquet ist nunmehr erschienen, und machet die Liebhaber nach den Bildnissen des Racine und Moliere sehr begierig, mit denen er ist beschäftigt ist.

Lemire, der Kupferstecher, und Basan, Kupferhändler werden eine Suite von 140 Kupferstichen jedes zu $5\frac{1}{2}$ Zoll hoch und 4 breit, mit der Einfassung liefern. Sie wird Gegenstände aus den Verwandlungen des Ovid, auf eine neue Art vorgestellt, und mit der größten Sorgfalt ausgeführt enthalten. Boucher, Cochin, Monnet, le Prince, Eisen, Gravelot, Moreau, werden die Zeichnungen dazu verfertigen, und die besten Künstler, als de Longueil, le Beau, de Launay, Simonet, Rousseau, Duclos, Ne'e, Massart und andre sie in Kupfer graben. Es sind bereits 30 Blätter davon fertig. Das Titelblatt von Eisen gezeichnet, stellt den Ovid in einem Rosenhain, nebst einer Muse, die ihn begeistert, vor: Amor überreicht ihm eine Feder, die er sich aus seinem Flügel gerissen. Die Vertheilung wird allezeit in 4 Blättern von 6 Monat zu 6 Monat bestehen. Der erste Theil wird aus 38 Blatt bestehen, und zu Ende des Februar für 36 Pf. zu haben seyn. Der 2te, aus 35 Blatt für 24 Pf.: der folgende für 18 Pf. und der letzte zu eben so viel, zusammen 96 Livr., für diejenigen, die nicht unterschrieben haben 120 Livr.

Zu dieser Suite werden die gesammten Buchhändler einen schönen Abdruck des Ovid, mit der gegenüberstehenden Uebersetzung des Abt. Vanier mit
Wignot.

Bignetten von Choffart in 4 Bänden in 4to liefern, der ebenfalls auf Subscription wird verkauft werden.

Les premiers pas de l'Enfance & la Mere qui intercede, zwey Kupfer 18 Zoll hoch und 13 breit nach J. E. Schönau, sind von Cl. Duflos gestochen; jedes kostet 4 Livr.

Nach Bernet ist von Düret erschienen, L'arrivée des Pêcheurs, 17 Zoll in der Breite und 12 hoch: es wird um 36 Livr. verkauft.

Februar. Le Pont de Vôges, ein neuer Kupferstich von Jean Baptiste Michel nach Bartholome'e gestochen, 12 Zoll hoch und 18 breit verdient seiner guten Haltung wegen angezeigt zu werden. Es stellt eine Landschaft vor und eine hölzerne Brücke, über die ein Hirte seine Heerde treibt.

Mr. Gautier Dagoti Königl. Anatomist, giebt Blumen und Pflanzen in Kupfer, nach ihren natürlichen Farben gestochen, mit Erklärungen aus, nach dem System des Tournefort und Linnäus: alle 14 Tage liefert er 4 Blätter, wovon jedes 15 Sous, für die Subscribenten aber nur 12 Sous kostet.

Wir haben zu einer andern Zeit die erste Abtheilung des Almanach Iconologique, des Mr. Gravelot angezeigt, welcher die allegorischen Figuren der Tugenden nach seinen Erfindungen und Zeichnungen von den besten Künstlern gestochen, enthält: das vorige Jahr ist bereits die 3te Abtheilung davon erschienen.

Neue Schriften aus Frankreich.

Catalogue raisonné des Tableaux, desseins, estampes & autres effets curieux, après le décès de Mr. de *Julienne*, Ecuyer, Chevalier de St. Michel, & honoraire de l'Academie royale de Peinture & de Sculpture: par *Pierre Remy*. On a joint à ce catalogue celui de porcelaines, tant anciennes que modernes, des laques les plus recherchées, des riches meubles du célèbre Ebéniste *Boule*, & autres effets, par *C. F. Julliot*. A Paris, chez *Vente*, Libraire 1767. Vol. in 12. Das Cabinet von Gemälden aus verschiedenen Schulen, Zeichnungen, Kupferstichen, Figuren von Marmor, Metall, Alabaster, Porphyr und Thon, sowohl als von Gefäßen aus verschiedenen Materien, ingleichen Porcellainen und kostbaren Möbeln des Herrn de *Julienne*, ist unstreitig das schönste in Frankreich von Privat. Cabinettern gewesen. Das Verzeichniß davon ist mit Einsicht gemacht, welches den Kennern um so viel angenehmer seyn muß, da diese kostbare Sammlung durch den Verkauf nunmehr zerstreuet wird.

L'Almanach des Muses, 1767. chez *Vallet la Chapelle*. (170 pag.) Dieser Almanach verdienet deswegen eine Anzeige, weil er die besten flüchtigen Poesien, die im vorigen Jahre erschienen sind, und zugleich ein Verzeichniß aller in ebendemselben herausgekommenen Gedichte mit kurzen Urtheilen über ihren Werth enthält: man kann ihn als
eine

eine französische poetische Bibliothek ansehen, da er ins künftige fortgesetzt werden soll.

Octave & le jeune *Pompée*, ou le Triumvirat, avec des remarques sur les proscriptions. chez Lacombe, in 8vo. Dieses Stück ist vor einigen Jahren aufgeführt worden. In den Charakteren ist Wahrheit und Stärke: der Plan ist mit vieler Kunst aufgeführt, und in sehr schöne Verse eingekleidet.

Dictionnaire du vieux langage françois &c. Par Mr. de la Combe. Unter den vielen Wörterbüchern, die in Paris von allen möglichen Dingen erscheinen, war es wohl der Mühe am ersten werth, uns eines von veralteten französischen Wörtern zu geben, und der Verf. hat dieses auf eine des Beyfalls würdige Art gethan. Wie sehr möchten wir wünschen, daß dieses jemand in Ansehung unsrer deutschen Sprache unternehmen möchte und könnte! was für seltne Vortheile in Ansehung der Sprache würden wir uns davon versprechen können.

Traité général des élémens du chant, par Mr. l'Abbé de Lacassagne. Chez la veuve Duchesne. 1766; in 8vo très bien gravé. Man rühmt an diesem Buche, daß der Verf. die gewöhnliche Weise die Musik zu lernen jedermann faßlich gemacht habe, indem er die Grundregeln des Gesanges auf die simpelste Weise angegeben, und allezeit seine Lehren durch die besten Beispiele unterstützt habe. Den Tonkünstlern kommt es zu, davon zu urtheilen.

Recueil de Romances historiques, tendres & burlesques, tant anciennes que modernes, avec les airs notés; in 8vo 1767. Par M. de L. Wir haben die französische Anthologie des Hrn. Monnet zu seiner Zeit angezeigt: gegenwärtige Sammlung von Romancen kann man als eine Fortsetzung ansehen, die auch in Ansehung des typographischen Theils mit jenem gleiche Vorzüge hat: das Titelfupfer ist von Eisen und Lorraine.

La Déclamation Théâtrale, poëme didactique, en trois chants, précédé d'un discours de 30 Pag. A Paris, de l'Imprimerie de Sébastien Jorry. 1766. un vol. in 8vo de 128 pages. Wir haben schon vor einigen Jahren den Versuch des Hrn. Dorat über die theatralische Deklamation, wo er blos das Trauerspiel zu seinem Augenmerke gemacht hatte, angezeigt. Dieser Versuch machet ist den ersten Theil eines viel ausgeteiltern Werks aus, das die Tragödie, Comödie und Oper begreift. Nach dieser Abtheilung besteht es aus drey Gesängen; jeder ist mit einem schönen Kupferblatte gezieret: sie stellen die drey Musen vor, die diesen drey Gattungen der dramatischen Poesie vorstehen, wovon jedem ein Gesang bestimmt ist: ein wichtiges Buch für eine theatralische Bibliothek, von dem wir im nächsten Stücke mehr sagen werden.

Iconologie historique & nouvelle, inventée par Jean Charles Delafosse, Architecte & Professeur de dessin: contenant les attributs

buts hiéroglyphiques, qui ont pour objet les quatre élémens, les quatres parties du monde, & les complexions de l'homme. Unter dieser Abtheilung werden hier alle Attribute begriffen, die die verschiednen Völker, ihre Religion, chronologische Epoken so wohl aus der alten, als neuern Geschichte, die Tugenden, Leidenschaften, Thaten, Regierungsformen, Künste und Talente in sich schliessen. Der Verf. hat sie hauptsächlich zusammen gesetzt, daß man sich ihrer bey allen möglichen Arten von Verzierungen, als Springbrunnen, Frontispizzen, Pyramiden, Thürstücken, Einfassungen, Medaillons, Tropheeen, Wäsen, Grabmählern, Uhren u. s. w. bedienen kann.

Lettre de *Sapho* à *Phaon*, précédée d'une épître à *Rosine* & d'une vie de *Sapho*, & suivie d'une traduction en vers des ouvrages de ce Poëte: par M. *Blin de Sainmore*. Chez *Jorry*. (32 pag.) Dies Werk gehöret zu der Sammlung der *Heroiden* dieses Verfassers, die durch die typographische Schönheit einen so großen Reiz fürs Auge haben. Das vorstehende Kupfer hat *Gravelot* gezeichnet, und *Allamet* gestochen, die *Bignette* darunter ist von *Henet* nach Eisen.

La Conquête de la terre promise, poëme par M. L'Abbé B... Deux Vol. in 12. 1766. Wer die Hauptzüge der heil. Schrift, mit viel poetischen Malereyen und Beschreibungen vorgestellt, lesen will, dem kann gegenwärtiges weisläufiges Gedicht ein Vergnügen machen.

Pierre le Grand, Tragedie. Chez l'Esclapart &c. in 8vo 1766. Diese Tragödie hat die Hinrichtung des jungen Czaarovich zum Gegenstande. Die Personen sind gut charakterisiret, die Versification aber bisweilen sehr vernachlässiget.

Odes nouvelles & autres poésies, précédées d'un discours sur l'ode & suivies de quelques morceaux de prose: par M. Sabazier. Chez Forry, & Delalain. Da der Verf. dieser Oden, die allerdings unter die besten von neuern französischen Dichtern gehören, auch über die deutschen Odenmacher sein Urtheil gegeben, so müssen wir davon, wegen Mangel des Raums, mehr zu sagen auf einandermal versparen.

Neue theatralische Stücke.

Wilhelm Tell, ein neues Trauerspiel von M. le Miere, ist bis zum 3ten Jänner siebenmal hinter einander aufgeführt worden. Man tadelt mit Recht an diesem Stücke, daß, indem sich der Verf. zu genau an die Geschichte gehalten, sein Stück zu viel Erzählung und zu wenig Handlung, und mehr wahres, als wahrscheinliches habe, daß es mehr die Neugierde reize, als das Herz rühre.

Den 29sten Januar ist auf dem französischen Theater zuerst *Eugenie*, in 5 Akten und in Prosa aufgeführt worden: der Beyfall ist inzwischen nicht groß gewesen, ob man gleich verschiednen guten Scenen und Situationen Gerechtigkeit muß wiederfahren lassen.

Englische Kupferstiche.

London. Von der großen Bondelschett Sammlung von Kupferstichen ist uns nunmehr dieser siebende Hest ganz zu Händen gekommen, es enthält solcher nachfolgende Stücke:

N. 29. Tobias's nuptial Night, des jungern Tobias Hochzeitnacht, nach le Sueur von Ravenet. Tobias sitzt auf einem Knie vor einem Caminfeuer, darinn er die Stücke der Fischeleber geworfen. Oben im Rauche entweicht Asmodi, welchem Tobias mit Erstaunen nachsiehet, und der hinter ihm stehende Engel, mit ausgestrecktem Arme und ernster Mine den Abzug befiehet. Die Braut sitzt am Fuße des Ehebettes, das Haupt gestützt und voller Bekümmerniß. Der Stich ist sauber, wie alles von diesem Meister, nur etwas steif.

N. 30. Joseph interpreting the Dreatms of Pharaoh's Chief Butler and Baker, Joseph, wie er dem Obersten Schenken und Becker des Pharaos die Träume auslegt, nach Spagnoletto von Bannermann. Ein starkes Stück, worinn die besondere Manier des Meisters fürtrefflich ausgedrucket ist.

N. 31. Mercury & Battus, in einer Landschaft vom Claude Lorrain durch James Peaf gestochen, warm und sehr schön.

N. 32. The Queen of Sheba's Visit to King Solomon, der Königin von Seba Besuch bey dem Könige Salomo, nach le Sueur von Gabriel Smith. Ein mittelmäßiges Stück, und noch zur Zeit das geringste in dieser Sammlung.

N. 33. The finding of Cyrus, nach Castiglione, ist schon angeführet.

N. 34. Helena Forman Rubens's second Wife, nach van Dyck durch F. Chambrs, dessen Griffel aber für den weichen, markigten Pinsel des Malers etwas zu stark zu seyn scheint.

An einzelnen Neuigkeiten hat sonst eben dieser Bondel, in großem Formate geliefert:

Isaac blessing Jacob, nach Spagnoletto von C. Phillips, in schwarzer Kunst, von ausnehmender Stärke sowohl im Ausdrücke der Charaktere, als insonderheit in den muskulösen Theilen des mehrentheils entblößeten alten Isaacs.

Friedrich Heinrich Prinz von Dranien und dessen Gemahlinn Amalia von Solms, diese sitzend, und jener stehend, mit vielen Bemerkungen, nach Jordans von J. van Romsdyck, gleichfalls in schwarzer Kunst, von gutem Ausdrücke, doch ungleich härter als das vorhergehende. Ein Stück, das sonst zu

Ergän.

Ergänzung des Herquetischen Verzeichnisses von den Werken des Jordans dienen kann.

Ein Bruststück nach Rembrant von Willh. Vetter, in schwarzer Kunst, eines der schönsten, sowohl des Malers als des Kupferstechers. Der Abdruck, den wir vor uns haben, ist an noch ohne Unterschrift: Boydel hat es aber in einem Verzeichnisse the studios Philosopher genannt. Vielleicht mit Unrecht, da man so wenig dem Kopfe selber, als seiner Beschäftigung, das geringste philosophische beylegen kann. Er hält vielmehr, in der, auf einem Kissen ruhenden rechten Hand eine Rolle, vermuthlich Zeichnungen oder Kupferstiche, und es scheint des Rembrants eignes Portrait zu seyn, welches mit seiner bekannten Mütze und Kette gezieret, und dem, von ihm selber gezeichnetem Stücke N. 26. im Hersaintschen Catalogo sehr ähnlich ist, obwohl man darinnen mehr Jugend und feinere Gesichtszüge findet.

Das Portrait der izzigen Königin von Dänemark, Caroline Matilde, nach Cotes von Watson, auch schwarze Kunst, sehr ähnlich, angenehm und sauber.

Vier neue Ausichten von London, durch Sandby gezeichnet, und Hooker gestochen, die, bey der größten Wahrheit, nicht ohne Kunst sind:

1. Der Eingang zum Pallast St. James.
2. Scotland Yard nebst einem Theile von Whitehall.
3. Die Abendseite von der kleinen Paulskirche in Coventgarden, darauf ein Leichenbegängniß sehr natürlich angebracht ist.
4. Ein Stück der neuen Brücke über die Themse zu Black Fryars.

Ein kleiner Kopf des Cromwells nach dem, für das ähnlichste gehaltenem Originale desselben, so in Sidney College zu Cambridge vorhanden, von P. S. Lamborn geäset.

Einige der folgenden Stücken haben wir zwar schon im 2ten Bande unserer Bibliothek auf der 161 und folgenden Seite angezeigt: vielleicht wird es aber den Liebhabern der Kunst nicht unangenehm seyn, wenn wir ihren Inhalt noch umständlicher angeben, und unser Urtheil darüber beysügen, da wir sie jetzt selbst in Händen haben.

1. The Lord of the Vineyard paying his Labourers, der Herr des Weinberges, welcher seine Arbeiter bezahlet, nach Rembrandt, durch Wilh. Pether, in schwarzer Kunst, ein großes Stück, darinn der Geist des Malers, und seine besondre Stärke des Hellbunkeln herrlich ausgedrückt ist. Der Herr des Weinberges sitzt am Tische, darauf Geld und ein Buch lieget, und daran sein Schreiber sitzt, welcher

welcher auf einem Pulte das Rechnungsbuch vor sich hat, darinn er die Ausgaben anschreibt. Einer der Arbeiter nimmt mit der einem Hand seine Mühe ab, und zeigt mit der andern dem Herrn sein empfangenes Stück Geld, mit einem Gesichte, das die Unzufriedenheit anzeigt. Der Herr aber blicket ihn mit einem Ernste an, der den vollen Ausdruck: Siehest du darum so scheel, zu Tage leget. An der andern Seite, in größerer Entfernung findet sich ein Gruppo von andern Arbeitern, die über ihren Lohn in Berathschlagung stehen. Das Original ist in der Sammlung des Hrn. Heinrich Isaacs, und muß ganz vortrefflich seyn.

2. The Boy and Pidgeons, der Knabe mit den Tauben, nach Franc. Mola durch Charles Phillips, gleichfalls schwarze Kunst, und fast in eben der Größe, nicht minder schön als das vorhergehende. Der Knabe, so vor einem großem Tisch oder Steine auf den Knien lieget, und eine Taube mit beyden Händen hält, ist insonderheit in der vollen Ründung und Unschuld des Alters ausgedrückt.
3. Mr. Foote in the Character of Major Sturgeon, eine Scene aus dieses beliebten Schauspielers Lustspiele *the Mayor of Garrat* sehr natürlich von Zoffany gemahlet, und von Haid in schwarzer Kunst gestochen.
4. Mr. Garrick in the Farmers return, von eben diesen Meistern, doch weicher wie das vor-

hergehende. Es ist gleichfalls ein Auftritt aus dem benanntem Lustspiele des Garrick, nämlich, wie er mit einer Pfeife am Tische sitzend, seiner Familie bey der Zurückkunft von London, alles was er dort gesehen und gehört, erzählt. In beyden Stücken sind die Hauptpersonen sehr ähnlich, und die Handlung nach der Natur vorgestellt.

5. Mr. Garrick and Miss Bellamy in the Characters of Romeo and Juliet, von Wilson gezeichnet und Ravenet gestochen, ist zwar schon 1763 herausgekommen, verdienet aber noch eine Anzeige. Es ist die Scene des Trauerspieles, da Juliet, nach genommenem Schlaftrunke für todt in das Begräbniß der Capulets gebracht worden und daselbst lieget. Romeo welcher sie wirklich verschieden glaubet, will nach genommenem Gifte in demselben Grabe ihr zur Seiten ruhen. Er findet den Paris unbekannt vor der Thüre, und nachdem er ihn im Duell entleibet, dringet er ins Grab hinein, da er die Juliet anredet. Sie fährt auf und dies ist ihre Stellung, darinnen der widerseitige Affekt stark ausgedrückt ist. Man hat den Garrick mehrmalen in seinen Lieblings-scenen gestochen, und dieses ist eines der schönsten Stücke.

6. 7. Zwey Landschaften nach Berchem von Boydel, sauber und gut gerathen.

8. Andromache occisum Hectora luget, von einem in Rom sich aufhaltenden Englischen Maler, Gavino Hamilton, auch daselbsten von Domin. Cunego 1764 gestochen, so aber jetzt in London verkauft wird. Ein schönes Stück, von reicher Zusammensetzung und voller Figuren, die alle den angemessensten Ausdruck haben. Wir haben eben dieses Malers schon im 5ten und 12ten Bande der Bibliothek mit verdientem Ruhme gedacht, und von ihm seitdem einige Portraits in historischen Vorstellungen gesehen, die ihn, als einen großen Meister darstellen.

Wegen Mangel des Raums müssen wir die Nachrichten von neuen englischen Schriften bis aufs nächste Stück versparen, das ehestens folgen soll.

Druckfehler und Berichtigungen im III. B.
2 St. der N. Bibl.

- S. 349. Satire di Benedetto Manzini, soll *Menzini* heißen.
- S. 358. L'Europe illustre: add. Die ersten 3 Bände dieses Buchs sind schon im Jahre 1755 durch den Kupferstecher Odievre mit Lebensbeschreibungen von M. Dreur du Radier herausgekommen. Die Bildnisse sind von verschiedenem Werthe, doch größtentheils ganz gut und von großen Meistern. Der Verleger hat aber vermuthlich eine Menge alter Platten gehabt, davon er schwache Abdrücke darunter gemengt, wie denn verschiedene von Cl. Mellan sind.
- S. 359. L'embarquement des Vivres d'après Berchem par le Bas, welches als das neue Stück angegeben wird, ist das alte Stück; hingegen l'ancien Port de Gènes, dessen Gegenbild, erst kürzlich zum Vorschein gekommen.
- S. 362. 3. 3. Schettius, eine französische Verhöhnung des Namens, der eigentlich Schelte à Bols-wert heißt.